19/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE WELT

Teufelszeug zum Teufel!

FW-Reporter als Augenzeugen bei Raketensprengungen

Nur ein Haus blieb...

Phjòngjang heute, 35 Jahre nach der Zerstörung

Verdirbt die Wüste durch Wasser und Salz?

Neue Erkenntnisse zum Schutz des Bodens in der Karakum

★ Inhalt

Wissenschaft
Wüstenforschung in der Karakum **Seite 4**

Kosmos
Im Weltall-Bahnhof von Baikonur **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Kinder von Moçambique
Wie sie das Lachen verlernten **Seite 16**

Wirtschaft
Über Möglichkeiten und Grenzen einer technischen Kooperation **Seite 18**

Kein Vergessen
Auf den Spuren des SS-Mörders Malloth **Seite 22**

Natur und Umwelt
Krabben: Kavaliere unterm Chitinschild **Seite 24**

Memoirenserie
Prof. Tschasow über die Vereinigung „Internationale Ärzte für die Verhütung des Nuklearkrieges" **Seite 26**

Vorolympische Schlaglichter
70mal ins Schwarze getroffen **Seite 28**

Bildende Kunst
Siebdrucke aus Havanna **Seite 30**

Lesetip
Elisabeth Reichart: „Februarschatten" **Seite 32**

Poesie
„Der Sturm" von Alexander Puschkin **Seite 33**

Erzählung
Marina Zwetajewa: „Das Märchen der Mutter" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

Kennwort Doktorhut
Sigmund Jähns Raumschiff in Elbflorenz **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Städteporträt
Phjòngjang vor den XIII. Weltfestspielen **Seite 46**

Abrüstung
FW-Reporter bei der Vernichtung von SS-20-Raketen in Kapustin Jar **Seite 52**

Titelfoto:
In der Karakum fotografierte Lothar Willmann

Redaktionsschluß für dieses Heft: **5. 9. 1988**

★ Im Blickpunkt

Doppelte Christa

Mit ihrer nach Moskau '80 bisher zweitgrößten Mannschaft wird die DDR zu den XXIV. Olympischen Sommerspielen nach Sòul reisen. Unter den 161 teilnehmenden Ländern geht sie in 156 Disziplinen an den Start. In ihr wimmelt es von Olympiasiegern, Welt- und Europameistern sowie Weltrekordlern. Mit dem Kugelstoßer Udo Beyer, der Sprinterin Marlies Göhr, dem Segler Jochen Schümann und dem Pistolenschützen Uwe Potteck sind vier Goldmedaillengewinner von Montreal '76 wieder dabei. Als Olympiasiegerin von Moskau und inzwischen sechzehnfache Weltmeisterin ist die Rennkanutin Birgit Schmidt die vermutlich erfolgreichste Sportlerin überhaupt, die in Sòul auf den Plan tritt.

Indes werden Söhne und Töchter ehemaliger DDR-Olympiateilnehmer erstmals ihr olympisches Glück versuchen: Die Straßenfahrer Jan Schur und Uwe Ampler sowie die Schwimmerin Birte Weigang und die Ruderin Ina Grapenthin – beide Töchter bekannter Fußball-Torhüter vergangener Zeiten. Ihre Premiere werden auch zwei Sportschützinnen und zwei Seglerinnen haben. Und der Clou des Ganzen: Zum ersten Mal startet im Sommer auch eine Frau, die an den vergangenen Winterspielen nicht nur teilnahm, sondern in Calgary ihre zweite olympische Goldmedaille und eine silberne dazu gewann. Die Eis- und Radsprinterin Christa Luding-Rothenburger (Foto rechts) kommt mit dem Prädikat nach Sòul, auf dem Rennrad schon Weltmeisterin und Vizeweltmeisterin geworden zu sein!

Der größte Mannschaftsteil sind die Leichtathleten. Für ihre bei Olympia, Welt- und Europameisterschaften sowie mittels Weltrekorden dutzendfach nachgewiesene Stärke spricht, daß sich in letzter Minute mit der zweimaligen Weltmeisterin Martina Hellmann und der Junioren-Weltmeisterin und -Weltrekordlerin Ilke Wyludda zwei Diskuswerferinnen wegen des noch vakanten dritten Startplatzes in eine interne Ausscheidung begeben mußten. Was am Ende hieß: Eine Weltklasseathletin, allemal mit Medaillenchancen, mußte zu Hause bleiben...

★

Wenn die heute 28jährige Christa Luding alle ihre Talente ausschöpfen könnte, würde sie auf drei sportlichen Hochzeiten tanzen. Sie war Eiskunstläuferin und kann immer noch den Salchow, Rittberger oder Axel springen. Sie wurde im Eissprint Weltmeisterin, zweifache Olympiasiegerin und vielfache Weltrekordlerin. Sie war die erste Frau, die für 500 m weniger als 40 s benötigte!

Schon in Calgary schrieb sie in ihrem Tagebuch für FREIE WELT, sie wolle jetzt erst einmal ein bißchen ausspannen, dann heiraten und danach versuchen, sich ein Olympiaticket für Sòul zu erkämpfen. Sie hat alles wahrgemacht. „Trotz des unwahrscheinlichen Reizes, auch im Sommer dabeizusein, war es schwerer als gedacht, mich nach den Tagen von Calgary und meinem Weltcupsieg erneut zu motivieren. Zuweilen schlich sich der Gedanke ein: Eigentlich ist's doch genug, was du erreicht hast." Aber nach der Hochzeit im April, als sie ihrem langjährigen Trainer Ernst Luding das Jawort gab, hat der Radsprint sie wieder mit Macht gepackt. Sie trainierte mit ganzer Hingabe, qualifizierte sich für Sòul und bekam noch einen Emotionsschub besonderer Art: Für ihre stets saubere sportliche Haltung wurde ihr in Paris der Fair-Play-Preis der UNESCO verliehen!

Die FREIE-WELT-Tagebuchschreiberin von Calgary wird nun auch in Sòul für uns Tagebuch führen. FW-Leser haben ihr bescheinigt, daß sie in Calgary ihre Sache gut gemacht hat.

★

Indes erwartet Sòul mit der Sprinterin Ljudmila Kondratjewa und dem Hammerwerfer Juri Sedych (Foto links) das vermutlich prominenteste Ehepaar der Spiele. Beide gehören einer aussichtsreichen sowjetischen Olympiaequipe an, die dieser Tage im fernöstlichen Chabarowsk ihre Zelte aufschlug und damit wohlbedacht der beträchtlichen Zeitdifferenz ein Schnippchen schlägt.

Text: Manfred Hönel, Hans Richard Vollbrecht. Fotos: Christoph Höhne, Igor Utkin.

WASSER:

GIFT FÜR DIE WÜSTE?

Ein Meer von heißem Sand bis zum Horizont, in dem jegliches Leben erloschen scheint. Mit dem Wasser verwandelt der Mensch die Wüste in blühendes Land. Doch vom Wasser droht ihr auch Gefahr. FREIE WELT-Reporter Sonnhild Kutschmar (Text) und Lothar Willmann (Fotos) besuchten in Aschchabad das Institut für Wüstenforschung der Turkmenischen Akademie der Wissenschaften.

Aschchabad nennt man die „zweimal Geborene". Nach der Revolution mauserte sich der einstige Wüstenflecken zur Stadt – immer im Kampf mit dem Sand, der sie von allen Seiten umgibt. Als in einer Oktobernacht 1948 die Erde mit der Stärke neun bebte, schien das Schicksal dieser Stadt besiegelt. Am nächsten Morgen war der größte Teil der Einwohner tot und die Behausungen vernichtet. Doch der Agonie Aschchabads bot man Einhalt, es kam Hilfe aus der gesamten Sowjetunion.

In den Folgejahren ersteht die neue Metropole Turkmeniens wie Phönix aus der Asche, und niemand sieht heute in den parkartigen Straßen mit vielem Grün noch Folgen der Naturkatastrophe. Die nahe Wüste spürt man höchstens am heißen Wind. Ein Hauch davon umweht uns in dem international renommierten Institut für Wüstenforschung der Turkmenischen Akademie der Wissenschaften. Das Wetter ist wohl noch immer der unverfänglichste Einstieg in ein Gespräch. Und so kommen wir im geräumigen Arbeitszimmer des Direktors, Professor Agadshan Babajew, darauf zu sprechen. Der mit Schlips und Kragen gekleidete, etwa sechzig Jahre alte Wüstenforscher bezeichnet den April 1988 als „ungewöhnlich kühl". Wir Reporter sehen uns erstaunt an – heute sind immerhin 34 Grad Celsius im Schatten.

Angriff der Wüste

Bei grünem Tee erläutert uns Professor Babajew, warum die Erforschung der Gesetzmäßigkeiten von Wüste und Ver-

Wasser: Gift für die Wüste?

wüstung in den letzten Jahren so wichtig geworden ist und den Ruch der Exotik verloren hat. „Die Wüste", sagt er, „könnte, wenn wir nicht aufpassen, in Kürze ein Drittel unseres irdischen Festlandes einnehmen. In den letzten 50 Jahren hat sich die Sahara um 200 Kilometer nach Süden vorgeschoben. Täglich hören wir Schreckensmeldungen von Hungerkatastrophen aus der verwüsteten Sahelzone." Weltweit – so sagt unser Gesprächspartner – nimmt die Wüste jährlich um sechs Millionen Hektar zu; das ist ein Gebiet knapp halb so groß wie die DDR. Das erscheint viel. Aber wenn man bedenkt, daß mit Wüste nicht allein öde Sandflächen, sondern allgemein Gebiete bezeichnet werden, in denen große Trockenheit und extreme Pflanzenarmut herrscht, ist diese Zahl wohl nicht zu hoch gegriffen.

Worin liegen die Ursachen? „Größtenteils tragen wir selbst zur Verwüstung bei", lautete die Antwort. Rigoroses Abholzen wertvoller Bäume, Brennholzsammeln, das Anlegen vieler Brunnen, uneffektive Bewässerung, falsch gewählte Trassen für Straßen und Eisenbahnen, die Überweidung empfindlicher Halbwüsten – für diesen Frevel rächt sich die Natur bitter. „Wir haben auf unserer Fachkonferenz im vergangenen Jahr festgestellt, daß 87 Prozent aller dieser Verwüstungen auf das Konto des Menschen gehen und nur dreizehn Prozent die Natur verschuldet." Professor Babajew sagt, daß dieser fortschreitende Prozeß des Verödens der Landschaften diesseits und jenseits des Äquators bereits 200 Millionen Menschen allein in fünfzehn afrikanischen Staaten bedroht. In dreißig Ländern der Erde erlitt die Wirtschaft durch Verwüstungen kaum mehr reparable Schäden. Nur wenige Entwicklungsländer wie Syrien oder die Volksrepublik China sind in der Lage, sich großangelegte Aufforstungsarbeiten wie die Projekte „Grüner Gürtel" oder „Große Grüne Mauer" zu leisten.

„Die meisten Staaten", schätzt Professor Babajew ein, „können aus eigener Kraft nicht der Wüste widerstehen." Internationale Hilfe geben seit Jahren Mitarbeiter von Spezialorganisationen der UNO, an deren Forschungsprogrammen auch turkmenische Wissenschaftler mitarbeiten. So erzählt uns der Institutsdirektor, daß sich wenige Tage vor unserer Ankunft am hiesigen Wüstenforschungsinstitut Vertreter der UNEP, der Spezialorganisation für Umweltschutz der UN, mit Aufsichtsräten internationaler Banken trafen, die Gelder für neue Projekte bereitstellen sollen.

Noch bevor wir das dreistöckige Gebäude des Aschchabader Instituts betraten, wies uns ein Schild an seinen Mauern darauf hin, daß es im vergangenen Jahr zur Leiteinrichtung der Wüstenforschung für ganz Asien und die Regionen des Stillen Ozeans ernannt wurde. Wir verstehen das als Reverenz der UNO vor den turkmenischen Wissenschaftlern, deren Erfahrungen gefragt sind. Immer wieder werden sie um Hilfe gebeten. Kürzlich vom Präsidenten des afrikanischen Staates Mali. Im Oktober wird eine Expedition von hier nach Mali

Professor Agadshan Babajew, Direktor des Instituts für Wüstenforschung: „Nichts braucht die Wüste weniger als Wasser."

aufbrechen und Empfehlungen ausarbeiten, wie dort der Verwüstung Einhalt geboten werden kann. Selbst im Vertrag über Zusammenarbeit zwischen der UdSSR und Indien, den Michail Gorbatschow und Rajiv Gandhi unterzeichneten, heißt ein Punkt: „Gemeinsamer Kampf gegen die Wüste".

Mit wenigen Worten umreißt uns Professor Babajew die Konzeption des Instituts: Hilfe zur Selbsthilfe. „Seit zehn Jahren", sagt er, „führen wir deshalb jährlich mit 50 bis 60 Experten aus den Ländern des ariden Gürtels – so nennt man die Wüstengebiete, die sich rund um den Erdball ziehen – Weiterbildungslehrgänge durch. Am Ende händigen wir diesen Experten im Namen der UNO ein Zertifikat aus. Sie organisieren dann Selbsthilfe im eigenen Land."

Der Direktor greift zu einem in seinem Sprachgebrauch häufig vorkommenden, bildhaften Vergleich: „Gibt man einem Menschen Fisch zu essen, wird er nur einmal satt. Zeigt man ihm aber, wie man Fisch fängt, wird er sich künftig selbst versorgen."

Das janusköpfige Wasser

Würde man Frankreich fünfeinhalbmal nebeneinanderlegen, hätte man die Fläche, die die Wüstengebiete in der UdSSR einnehmen, nämlich rund drei Millionen Quadratkilometer. Das ist etwa 14 Prozent der Fläche der Sowjetunion. Professor Babajew faltet eine kürzlich von Wissenschaftlern seines Instituts erarbeitete Karte auseinander und zeigt uns diese Gebiete. Er erklärt, daß das beileibe – von wenigen Arealen abgesehen – nicht etwa ödes, leeres Land ist. Die Karakum beispielsweise, der „Schwarze Sand" Turkmeniens, ist ein ernst zu nehmender Wirtschaftsfaktor. Hier weiden die berühmten Karakulschafe, deren begehrtes, lockiges Fell sich nur entwickelt, wenn das Wasser sehr knapp und das Futter dürftig ist. Auf den saftigeren Weiden in der Nähe Aschchabads bleiben den Schafen die Locken aus. Unter dem Wüstensand lagern reiche Erdöl- und Gasvorkommen, die an einigen Stellen abgebaut werden. „Trotz dieser menschlichen Eingriffe", so der Wissenschaftler, „haben sich aber unsere ariden Gebiete als einzige in der Welt in den letzten Jahren nicht erweitert." Sicher trugen die Erkenntnisse der Mitarbeiter des Instituts dazu bei. „Ohne unsere Genehmigung", sagt Babajew, „darf heute beispielsweise keine Straße, keine Energie- oder Eisenbahntrasse in der Karakum verlegt werden. Unsere Erkenntnisse über Sandbewegungen oder Reliefbildung und Wanderdünen fließen in die Projekte der Bauleute ein."

Und doch droht auch der turkmenischen Wüste Gefahr. So paradox es klingt: durch Wasser! Wasser, das die Einheimischen für wertvoller als Edelsteine erachteten, das früher knapp war wie Gold, scheint es heute in Aschchabad im Überfluß zu geben. Wir sahen, daß in einigen Straßen der Stadt die Aryks verschmutzt waren. Diese offenen Wassergräben sorgen für Kühlung, verhelfen Bäumen zu kühlem Naß. Tropfende Hähne im Hotel symbolisierten uns die wohl gewandelte Einstellung zum einst kostbaren Wasser. Den Überfluß brachte der Karakumkanal. Er half, jahrtausendealte Dürre und Durst zu beseitigen, verwandelte das Land über weite Flächen in einen blühenden Garten, in dem Baumwolle, Gemüse, Reis und Futterpflanzen gedeihen. So bewahrheitete sich das alte Sprichwort: Nicht die Erde, sondern das Wasser bringt das Leben.

„Aber Wasser und Wüste", so drückt es Professor Babajew aus, „sind Freund und Feind zugleich." – Ein Januskopf. – „Die Wüste hat sich in ihrer ganzen Evolution ohne Wasser entwickelt. Daher reagiert sie auf zuviel Naß wie eine böse Fee: Sie belohnt gelöschten Durst mit weißem Gift, dem Salz."

Schon als wir uns im Flugzeug der turkmenischen Hauptstadt näherten, waren uns braune unfruchtbar aussehende Flächen mit dem weißen Salzschleier aufgefallen. Turkmenische Böden, jahrhundertelang bewässert, sind traditionell versalzen, erfahren wir. Doch seit einigen Jahren fallen der sogenannten zweiten Versalzung immer mehr Böden anheim.

Wir setzen im zweiten Stock des Wüstenforschungsinstituts unser Gespräch mit Wissenschaftlern des Labors für Wasserressourcen fort. Hier erläutern uns Frau Dr. Taissija Witkowskaja und Dr. Gennadi Rabotschew, der Leiter des Labors, wie im allgemeinen die Bewässerung funktioniert: Vom Karakumkanal transportieren künstliche Wasseradern das kühle Naß zu den Feldern. Wie durch einen dicken Kammstiel fließt das Wasser an den Feldrain und dann durch die „Zinken" in die Furchen zu den Pflanzen. Die notwendige Menge wird von ihnen aufgenommen. Der Rest, das sind gut 25 Prozent, muß abfließen. Wenn man es nicht ableitet, vermischt sich das durch die hohe Verdunstungsrate inzwischen leicht salzige Wasser mit dem stark mineralisierten Grundwasser. Die schon erwähnte zweite Versalzung wäre unausweichlich.

Nach dem Motto, viel hilft viel, wurden über lange Zeit Wassermengen auf die Felder geleitet, die die Sandböden nicht verkraften konnten. Beim Verdunsten

Dr. Taissija Witkowskaja: „Mit unseren Forschungen versuchen wir, Wasserreserven in der Karakum zu erschließen."

Grüner Tee ist der Turkmenen liebstes Getränk. Das Wasser dafür stellt heute keine Kostbarkeit mehr dar. Ist es aber vielleicht zu alltäglich geworden (Foto rechts)?

Dr. Gennadi Rabotschew: „Das von der Pflanze gesteuerte Bewässerungssystem würde bis zu 30 Prozent Wasser einsparen."

blieb die weiße Schicht übrig – unbrauchbares Land.

Warnende Stimmen erheben sich überall in der Sowjetunion und weisen auf Gefahren hin, die die extensive Bewässerung mit sich bringt. Ein trauriges Beispiel ist der Aralsee. Aufrüttelnde Bilder gingen durch die sowjetische Presse. Sie zeigten zerfallene Boote am Ufer – den Niedergang der Fischerei, denn der Wasserspiegel des Arals ist in den letzten Jahren um 12 Meter gesunken. Die Zuflüsse zum Aralsee wurden gestoppt. Die Schiffahrt ist schon lange eingestellt. Wir lasen von Staubstürmen und Klimaveränderungen. Natürlich interessieren wir uns für die Ursache.

Dr. Witkowskaja macht technologisch veraltete Bewässerungsmethoden dafür verantwortlich. „Sie entnehmen den mittelasiatischen Strömen Amudarja und Syrdarja, die einst den Aralsee speisten, zuviel Wasser. Aus dem Syrdarja gelangt kaum noch ein Trop-

Wasser: Gift für die Wüste?

fen bis zum Aral, aus dem Amudarja recht wenig. Pro Sekunde fließen aus dem Amudarja dagegen in den Karakumkanal, der Turkmenien von Ost nach West zum größten Teil durchschneidet, 800 Kubikmeter Wasser.

Der Kanal war eine epochale Großtat, allein wenn man bedenkt, unter welch schweren klimatischen Bedingungen er geschaffen wurde. Auch die damit einhergehende radikale geographische Chirurgie wird immer wieder hervorgehoben. Und doch muß man an dem inzwischen 34jährigen Patienten noch manche Nachoperation vollziehen.

Am Vortag hatten wir uns den legendären Kanal selbst angesehen, waren über die neue Brücke gelaufen und konnten dort oben beobachten, daß sich hinter Aschchabad das breite betonierte Kanalbecken verjüngt, zur Wespentaille wird. Die Erklärung dafür liefert die Hydrologin Witkowskaja: „Der Kanal wurde über weite Strecken hinweg einfach in den Wüstensand verlegt – ohne Betonbett, erkenntlich an den schmalen Stellen. Das Wasser des Amudarja ist nicht durchsichtig. Es führt viel Lehmteile mit sich. Die Erbauer des Kanals waren daher der Meinung, der absinkende Schlamm würde die Kanalwände abdichten. Doch das war ein Trugschluß." Wasser sickert durch die Seitenwände ab. Neben dem Kanal bilden sich Sumpfzonen, in manchen Kanaldörfern sind die Hauskeller überschwemmt. Alle diese Erscheinungen lassen sich nach der Meinung der Wissenschaftlerin nur erklären, weil man bis vor kurzem noch zu wenig die Gefahren beachtete, die extensive Bewässerung in der Wüste für die Umwelt mit sich bringt. Doch immer mehr setzt sich die Erkenntnis Professor Babajews durch: „Bevor wir beginnen, die Natur umzugestalten, müssen wir genauestens das Für und Wider abwägen und versuchen, uns ein Bild von den Konsequenzen zu machen." Daran haben auch die im ganzen Lande gebildeten Komitees für Umweltschutz ihren Anteil. Das in dieser Beziehung gewandelte Bewußtsein äußert sich unter anderem in dem Beschluß, weite Teile des Karakumkanals zu betonieren und den letzten Bauabschnitt bis Nebit-Dag in Richtung Kaspisches Meer als dickes Rohr mit 1,42 Meter Durchmesser weiterzuführen. Dieses neue Projekt kann Seitenfiltration und Verdunstung verhindern.

Die steuernde Pflanze

„Wasser und Abwasser", erklären uns Dr. Witkowskaja und Dr. Rabotschew, „gehören immer zusammen. Bei jeder Bewässerung muß notwendigerweise Abwasser entstehen. Doch auf die Menge kommt es an und darauf, das Wasser intensiver einzusetzen, beispielsweise durch verbesserte Anbauregime. Auf keinen Fall dürfen wir etwa die bestellten Flächen noch vergrößern."

Das Problem der kontrollierten Bewässerung bleibt aber noch zu lösen. Dr. Witkowskaja ist zuversichtlich: „Ich glaube, daß wir gelernt haben, nur eine intensive ökonomische Entwicklung ist die Grundlage für langfristige ökologische Verbesserungen."

Jede Initiative ist gefragt. Deshalb entwickelten die Mitarbeiter des Labors für Wasserressourcen ein effektives Bewässerungssystem für Futterpflanzen wie Mais und Luzerne. Über Computer wird die Konzentration des Pflanzensaftes in den einzelnen Pflanzenteilen gemessen. Relais steuern, wenn der Innendruck im Stengel sinkt, die Wasserzuteilung je nach Entwicklungsstadium der Pflanze. „Auf den Versuchsfeldern läuft unsere Anlage bereits im Test", erläutert Dr. Gennadi Rabotschew. „In diesem Fünfjahrplan wollen wir die Ergebnisse berechnen und überprüfen, und im nächsten soll das System für die Anwender bereitstehen." Natürlich wollen wir sofort wissen: Wie hoch veranschlagen die Wissenschaftler den Nutzen. Dr. Rabotschew: „Meiner Meinung nach können 25 bis 30 Prozent Wasser gespart werden, das wir dann weniger dem Kanal entnehmen."

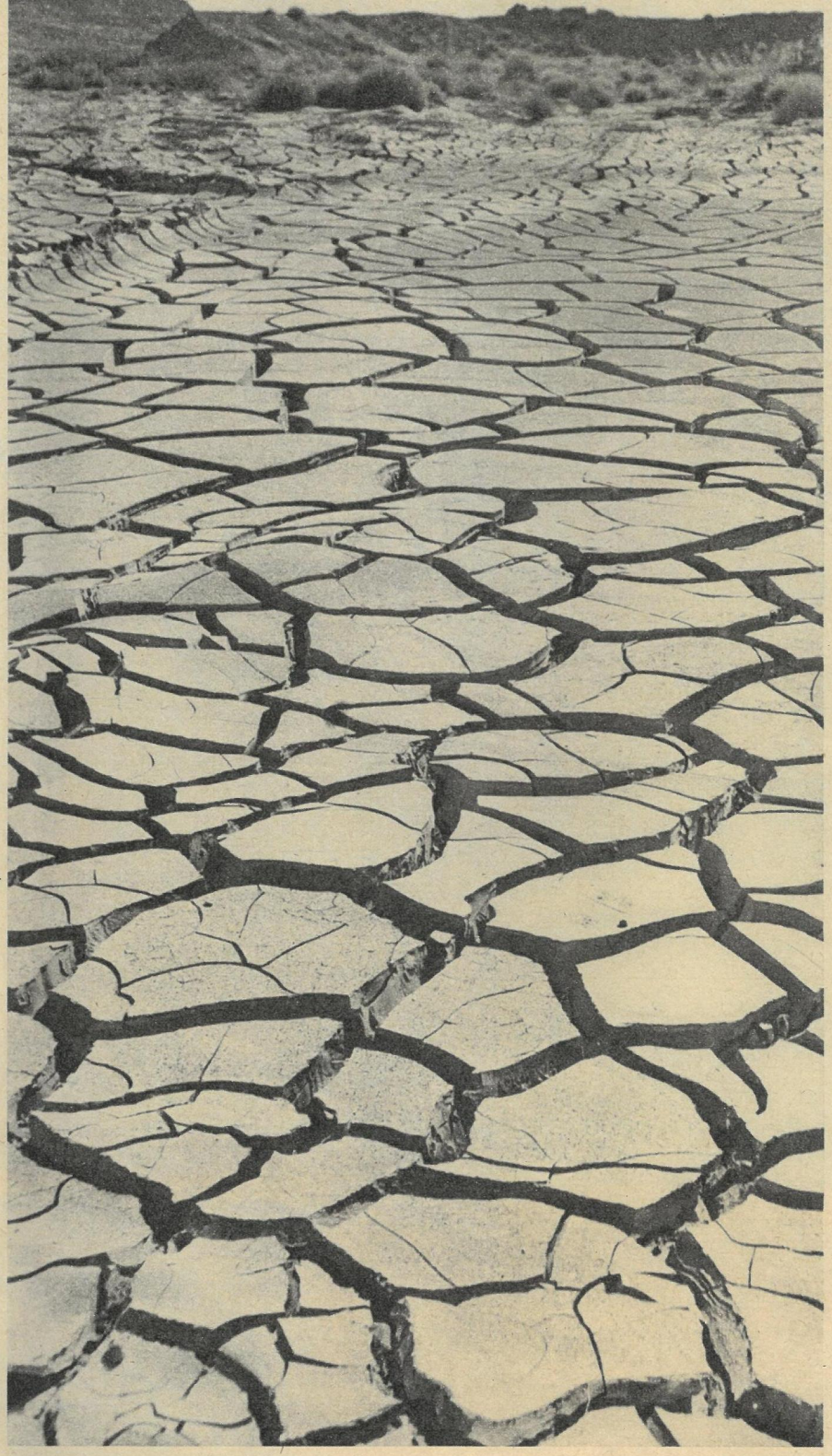
Offen bleibt, ob sich dieses intensive Bewässerungssystem auch für Baumwolle anwenden ließe. Mit dem Anbau dieser Pflanze, die für ihr Wachstum sehr viel Wasser braucht, beschäftigen sich andere Institute der Turkmenischen Akademie. Einige Wissenschaftler, wie der Moskauer Geologe Dr. Wladimir Kostjukowski vom Institut für Wasserprobleme der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, stellen sogar die Frage, ob man nicht die Anbaustrategie in den Bewässerungsgebieten Mittelasiens gänzlich ändern und statt wasserliebender Kulturen wie Reis und Baumwolle lieber Gemüse anbauen sollte. Doch die Aschchabader Wüstenforscher winken ab und verweisen darauf, daß hier die beste Baumwolle des Landes gedeiht. Und stellen uns die Gegenfrage: Wer wollte schon darauf verzichten?

Die nützlichen Kahlköpfe

„Fünfunddreißig Kubikkilometer kühles Naß umfassen die Wasserressourcen Turkmeniens. Zieht man davon das Wasser der großen Durchgangsflüsse Amudarja, Murgab, Tetshen, Atrek ab, weil es fast ausschließlich zur Bewässerung dient, bleibt ein magerer Kubikkilometer übrig", rechnet uns die Hydrologin an einem Schaukasten am Eingang des Instituts vor. Was trinken dann beispielsweise die Menschen und das Vieh in der Zentralkarakum, wohin keine Wasserleitung führt? „Entlang der alten Karawanenstraßen gibt es heute noch vereinzelt Brunnen, oft 250 Meter tief, mit Süßwasser. Diese Überbleibsel der Volkshydrologie können das Problem natürlich nicht lösen." Dr. Witkowskaja verweist auf ihre Forschungen über Takyre. Sie könnten in der Zukunft Wasserressourcen in der Wüste erschließen. „Takyr bedeutet in unserer Turksprache Kahlkopf", meint die Wissenschaftlerin. „Es sind ausgetrocknete Flüssen oder Seen ähnliche Lehmsenken, die man an einigen Stellen der Zentralen Karakum antrifft. Sie sind nur am Rand bewachsen, aber innen kahl wie eine Glatze. Wenn sich über der Wüste im Frühjahr oder Herbst sintflutartige Regenfälle ergießen, sammelt sich das Wasser in den Senken." Auf Fotos zeigt sie uns, daß sich dann die durch Sonne und Wind aufgerissene Lehmschicht glättet, wie Hautfalten nach dem Einkremen. Das Wasser bildet einen Stausee. Wenn der Takyr gut gepflegt ist, entsteht eine Wasserreserve für Wochen. Früher haben die Kumli, die traditionellen Bewohner der Karakum, die wir bei unserem Ausflug

Meterdicke, durch die Sonne aufgeplatzte Lehmschichten kennzeichnen einen Takyr. In ihm sammelt sich Regenwasser (Foto rechts).

Direkt in den Wüstensand verlegt wurde an vielen Stellen das Bett des Karakumkanals. Heute sind Korrekturen notwendig (Foto unten).



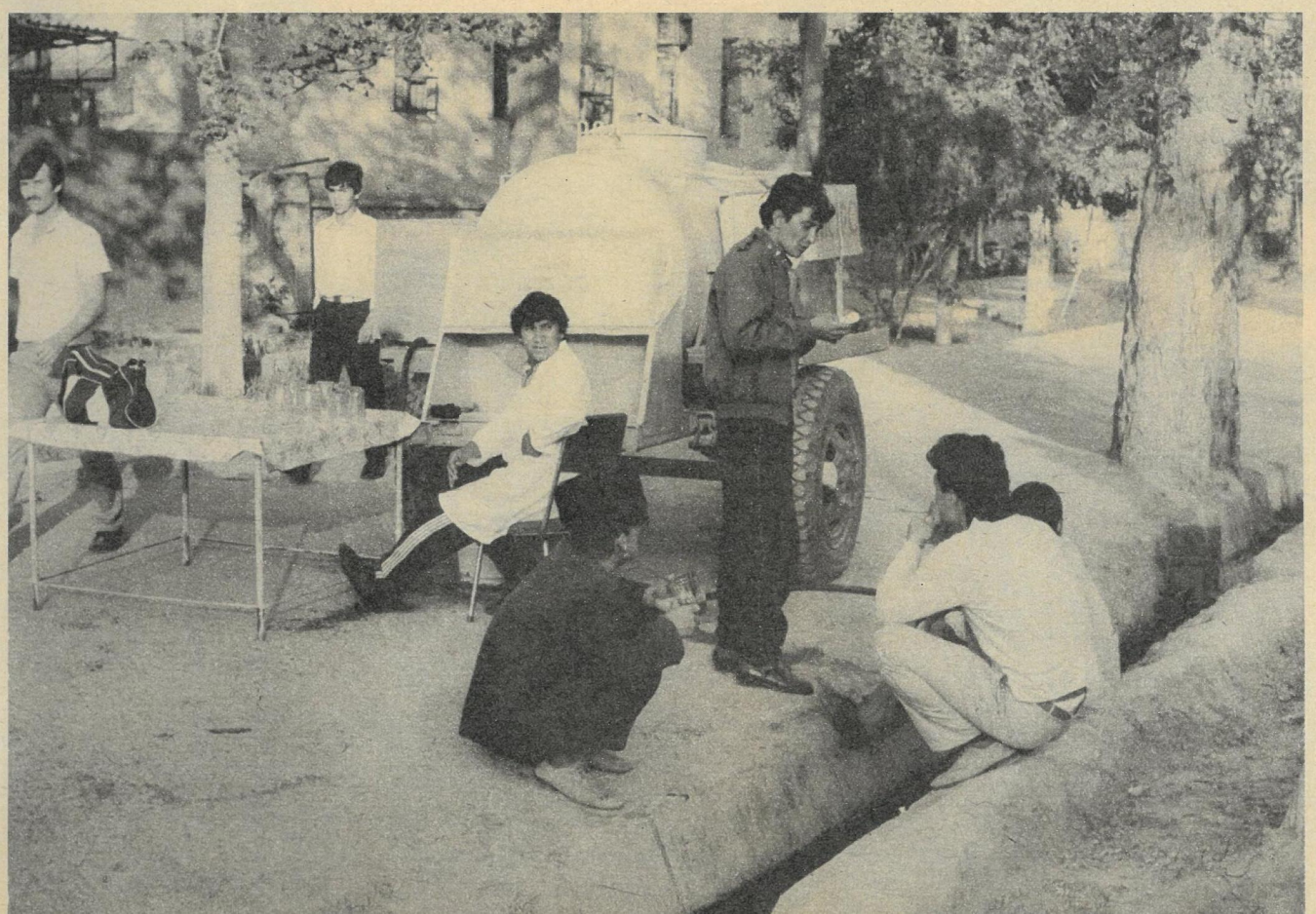
in die Wüste trafen, die Senken sorgsam gepflegt, um ihre Sauberkeit zu bewahren.

Dr. Witkowskaja zeigt uns das Modell der Funktionsweise eines Takyrs. Mit einem Zeigestock in der Hand erläutert sie uns: „Wie normale Flußbetten haben solche Lehmsenken ein leichtes Gefälle, an dieser Stelle sammelt sich das Wasser und fließt, durch die sich abwechselnden Lehm- und Sandschichten filtriert, langsam in die Tiefe ab. Dort trifft es auf das überall in der Wüste vorhandene salzige Grundwasser, das eine größere Dichte hat. Wie eine Linse schwimmt dann das süße Wasser auf dem Salzkissen. Sie können sich das vorstellen, wie Sahne auf der Milch. Bei Bedarf pumpt man das Wasser nach oben."

Die Forschungsarbeiten zum Thema Takyre begannen mit einer Bestandsaufnahme. Neun noch funktionierende natürliche Linsen fanden die Wissenschaftler in der Karakum. Die anderen, das mußten sie mit Bedauern feststellen, waren durch unbedachte menschliche Handlungen unwiderbringlich verloren. Man hatte sie als Müllablagerungsplätze benutzt oder beim Durchqueren mit dem Auto die empfindlichen Lehmschichten zerstört.

Nach der Bestandsaufnahme haben die Wüstenforscher in ihrer Station „Karükul" den Beweis angetreten, daß diese Takyre durchaus als eine Größe in die Bilanz der Wasserreserven Turkmeniens aufgenommen werden könnten, mehr noch: „Wir werden künstliche Kahlköpfe anlegen und haben auch schon die dafür geeigneten Territorien ausgewählt", sagt die Wissenschaftlerin, „nun kommt es nur noch darauf an, die verantwortlichen Hydrologen zu überzeugen."

Alle Informationen, die wir im Wüstenforschungsinstitut erhielten, laufen auf einen Gedanken hinaus: nämlich, daß sich heute neben dem natürlichen Kreislauf aller Stoffe, der seit Menschengedenken existiert, ein künstlicher Kreislauf herausgebildet hat, mit dem der Mensch in die Gegebenheiten der Natur eingreift und diese zunächst zwar zu seinem Besten verändert, damit aber der Umwelt letztlich Schaden zufügen kann. Erst wenn es gelingt, den vom Menschen beeinflußten und den natürlichen Stoffkreislauf unter einen Hut zu bringen, wird die Natur sich nicht mehr wehren. Und Professor Babajew drückt das – auf sein Fachgebiet bezogen – am Ende unseres Gesprächs so aus: „Wir wissen, daß die Wüste ihre eigene Sprache spricht. Wir müssen die anderen lehren, sie zu verstehen."



Dem Leben in der Wüste angepaßt ist diese kleine Echse. Sie ist vom Sand farblich kaum zu unterscheiden (Foto oben).

Viele mittelasiatische Städte werden von Aryks, offenen Wassergräben, durchzogen. Sie sorgen für Kühlung (Foto links).

Der Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung von APN.

Zusatzfoto: Heinz Krüger

Jetzt ist Visite in MIR

FREIE WELT-Reporter in Baikonur Karl-Heinz Eyermann (Text) und Detlev Steinberg (Bild) berichten vom Hauptbahnhof der sowjetischen Raumfahrt

„Mir soll meinem Land helfen", sagt der Mann im Skaphander mit dem Staatsemblem in Schwarz-Rot-Grün, bevor er mit seinen beiden sowjetischen Mannschafts-Kollegen durch die Werft schreitet, hinaus in den sonnigen Spätaugust-Morgen. Vorbei an Raumschiffen, Frachttransportern und Trägerraketen, die hier in Baikonur montiert werden. Hinaus auf die Betonpiste, um zur Startrampe in der kasachischen Steppe zu fahren, wo die flugbereite Rakete auf die Besatzung von Sojus-TM-6 wartet. Abdul Ahad Mohmand sagt es, der erste afghanische Raumfahrer. In perfektem Russisch und in seiner Muttersprache. Der schnurrbärtige Jungdreißiger sagt es mit doppelsinnigem, doch eindeutigem Inhalt. Er fliegt zu Mir, zur Raumstation, die Frieden heißt, und mit der er aus dem All ein Stück Frieden zurück zur Erde in sein leidgeprüftes Land bringen will.
Ein Fliegeroffizier sagt es, der noch vor einem Jahr selbst die Errungenschaften seines Volkes mit militärischen Mitteln verteidigte und nun mit wissenschaftlichen Forschungen seinem Land zum neuen, friedlichen Aufbau verhelfen soll. Vierundzwanzig Experimente wird er in einer Schwerelosigkeits-Woche mit seinem kosmoserprobten Kommandanten Wladimir Ljachow und dem Bordarzt Valeri Poljakow sowie der Mir-Stammcrew durchführen. Einige davon, die den Vater des Bauernsohnes Abdul Ahad Mohmand besonders interessieren. Mit den Wünschelruten von Mir – mit Mehrkanal-Spektrometer, Stations- und Handkamera – sollen Quellen zur Bewässerung landwirtschaftlicher Nutzflächen aufgespürt werden. Was er und seine sowjetischen Freunde fotografieren, nutzt man nicht für eine militärische Topographie, sondern für einen Atlas der Bodenschätze und Wasservorräte Afghanistans.

Aus dem Orbit wendet er sich seinen Landsleuten zu: „Hört mit dem Krieg auf, setzt eure Kräfte für den Aufbau ein. Den Beginn des Friedens in meiner Heimat zu sehen – das ist mein schönster Traum."
Von einem seiner Mannschaftskameraden verabschiedet sich Abdul Ahad Mohmand schon in der Erdumlaufbahn. Von Bordarzt Valeri Poljakow, dem Raumfahrt-Veteranen aus dem Sternenstädtchen, der sechzehn Jahre auf seinen ersten Start warten

mußte. Valeri Poljakow begleitet die „Alteingesessenen“ in Mir, Kommandant Wladimir Titow und Bordingenieur Mussa Manarow, während der letzten einhundertsieben Tage ihres geplanten einjährigen Rekordfluges und betreut sie medizinisch. Am 21. Dezember wird er seine beiden „Patienten“ dann mit einem ärztlichen Unbedenklichkeitsgutachten für die Erdgravitation aus der Schwerelosigkeit entlassen und sie vor deren Rückkehr in die kasachische Steppe umarmen. Titow und Manarow werden am Landeplatz mit einem dritten Teamkollegen zurückerwartet. Mit dem französischen Spationauten Jean-Loup Chretien, der ihnen den letzten Monat in der Orbitalstation Gesellschaft leistet und in den freien Weltraum aussteigen soll.

Die Arbeit des Weltraumdoktors in Mir ist damit nicht beendet. Er fühlt den Puls und mißt den Blutdruck auch einer neuen Stamm-Mannschaft im Orbit.

Bevor er mit Abdul Ahad Mohmand und Wladimir Ljachow die Werfthalle verläßt, winkt er uns lachend zu: „Jetzt ist Visite in Mir.“

● Wörtlich

Das Ziel der Wissenschaftler sollte die endgültige Verbannung des Krieges aus dem Miteinander der Völker sein. Vor allem die vollständige Liquidierung der Atomwaffen ist eine sichere Garantie gegen die Vernichtung der Menschheit, die eine Anwendung dieser Waffe unweigerlich mit sich brächte.

Prof. Dorothy Hodgkin, Nobelpreisträger für Chemie, Großbritannien

● Kurz berichtet

Das mit 70 Meter Durchmesser größte Radioteleskop der Welt soll in der UdSSR gebaut werden. Errichtet wird das „RT-70" auf einem Plateau in Usbekistan in einer Höhe von 2300 Meter über dem Meeresspiegel.

Mit der Geburt des kleinen Undrachbajar in Ulan-Bator hat das Volk der Mongolen im August die Zwei-Millionen-Grenze überschritten.

Die 105 Meter lange Sesselschwebebahn im Zoologischen Garten Prag ist in diesem Sommer wieder in Betrieb genommen worden. Direkt auf dem Zoogelände haben so insbesondere die jüngsten Besucher Gelegenheit, die Tiere auch aus der Vogelperspektive zu betrachten.

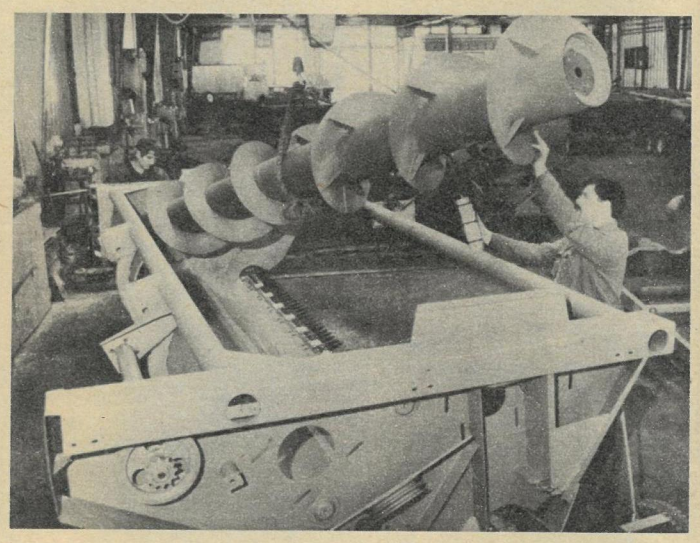
Dem chinesischen Bauernkalender nach ist 1988 das Jahr des Drachen. Diese Briefmarke mit Drachenmuster gehört zu einer zwölfteiligen, die chinesischen Tierzeichen darstellenden Emission, mit deren Herausgabe vor neun Jahren – im Jahr des Hahnes – begonnen wurde.

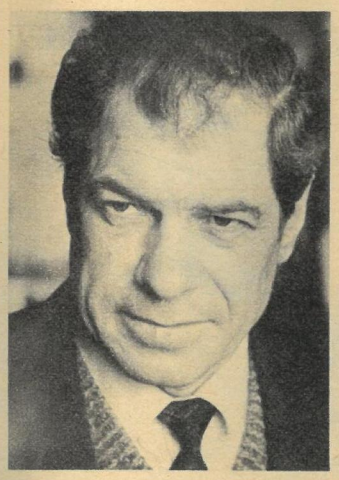
Ein neuer Computer in der Zentralen Feuerwache ist zu einem unentbehrlichen Helfer für Havannas Feuerwehrleute geworden. Schon bei geringsten Hinweisen auf einen Brandherd erscheint auf dem Bildschirm innerhalb von Sekunden der entsprechende Ausschnitt aus der Gesamtkarte der kubanischen Metropole. Gleichzeitig wird die nächstgelegene Feuerlöscheinheit alarmiert.

TAKRAF im Revier Visonta

Messezeit – Zeit zum Messen: die Fruchtbarkeit von Kontakten und Kontrakten. Wenn man dabei die Handelsbeziehungen und die Zusammenarbeit zwischen der DDR und der Ungarischen Volksrepublik beleuchtet, fallen einem sofort viele Partner ein: Videoton und Robotron, die Mansfeldkumpel und die Czepelwerker, die Lichtquellenproduzenten Tungsram und das NARVA-Kombinat oder die Mähdrescherbauer aus Neustadt und die Landmaschinenexperten aus Tét... Regelmäßige Arbeitsbeziehungen bestehen heute zwischen rund 250 Betrieben der DDR und des Ungarnlandes. Das langfristige Programm der wirtschaftlichen und wissenschaftlich-technischen Kooperation bis zum Jahr 2000 zwischen beiden Staaten gibt dafür die Richtung an: Entwicklung und Einsatz von Schlüsseltechnologien, arbeitsteiliges Forschen, Spezialisierung, rationelle Nutzung der heimischen Ressourcen sind wichtige Reizworte. Dahinter verbergen sich die angestrebten Effekte für die Volkswirtschaften zum Nutzen der Menschen. Nehmen wir nur einmal die langjährige Partnerschaft der Landmaschinenbauer. Das DDR-Kombinat Fortschritt liefert kontinuierlich Mähdrescher (bisher mehr als 9000), Feldhäcksler, Pflanzmaschinen, Forsttechnik und Saatgutaufbereitungsmaschinen nach Ungarn. Dafür kommen retour in die Republik vor allem Erntemaschinen für Futterpflanzen (im Foto unten) und Baugruppen in Größenordnungen für den Landmaschinenbau. Imre Vörös, Handelsrat der UVR in der DDR, betonte FREIE WELT gegenüber, daß die Landmaschinen-Kooperation vom Volumen her künftig weiter wachsen soll, inklusive neuer Qualitäten. Ein zweites Beispiel: Die Kohlentagebau-Rekonstruktion im nordungarischen Revier Visonta (Foto oben). TAKRAF erneuert momentan seine dort seit 20 Jahren bewährte Abbautechnik. Verschlissene Anlagen werden überholt, neue Großgeräte wie Schaufelradbagger und Bandwagen von einem deutsch-ungarischen Kollektiv montiert und für den Einsatz vor Ort vorbereitet. Das Ziel: Leistungssteigerung trotz schwieriger werdender Abbaubedingungen und Einsparung von Energie. Die Ungarn bauen dabei auf TAKRAFs Erfahrungen. Handelsrat Imre Vörös sieht gerade in den enger werdenden Beziehungen von Betrieb zu Betrieb, von Produzenten zu Anwendern der Erzeugnisse, eine gute Basis für den Ausbau der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Bruderländern. „Die Betriebe kennen einander doch sehr genau. Sie wissen, welche Möglichkeiten der jeweilige Partner hat und was man davon für sich am besten nutzen kann. Auch auf der Herbstmesse werden sich viele gute alte Bekannte treffen. So die Ikarus- und IFA-Leute, die Kosmetikaspezialisten, die Verantwortlichen für Nahrungs- und Genußmittel, die Hersteller medizinischer Geräte. Unsere Aufgabe ist es, diese Partnerschaften durch kluge Koordination zu stimulieren. Übrigens haben wir schon viele Kontrakte übers Jahr hinaus, also perspektivisch, miteinander vereinbart." Die DDR ist für Ungarn nach der Sowjetunion vom Volumen her der zweitgrößte sozialistische Wirtschaftspartner. Die Leipziger Herbstmesse wird diese Gemeinsamkeit weiter festigen helfen.

Siggi Wolf (Text)
ADN-ZB/MTI (Fotos)





Auslastung im Aufwärtstrend

Auskünfte für FREIE WELT gab Anatoli Michailowitsch Saloschin, stellvertretender Generaldirektor der Industrievereinigung Bamstroi.

Im Jahre 1990, so ist geplant, soll auf der Gesamtlänge der Baikal-Amur-Magistrale der Dauerbetrieb aufgenommen werden. Wird der Termin gehalten?

Ja, er ist nicht in Gefahr. Und das, obwohl die Praxis zeigt, daß die Aufwendungen für die Unterhaltung der BAM weitaus höher sind als bei Bahnen im europäischen Teil der Sowjetunion.

Welchen Grund gibt es dafür?

Wie Sie wissen, verlaufen zwei Drittel der Trasse über Dauerfrostboden. Dieser bewirkt, daß der Bahnkörper an manchen Stellen absackt. Andererseits treibt das gefrorene Grundwasser im Winter den Gleiskörper in die Höhe. Selbst nach dem Einfahren der Trasse brauchen wir jährlich ungefähr eine solche Menge Ballast, wie sie zum Bau von acht Cheopspyramiden reichen würde, um die Trasse zu „kurieren".

Wie sieht es mit der Elektrifizierung der Strecke aus?

Unter Strom stehen der Irkutsker Abschnitt mit 292 Kilometern und der burjatische bis zur Station Nowy Uojan. Geplant ist die weitere Elektrifizierung bis zur Station Taksimo. Sie soll im nächsten Jahr abgeschlossen werden. Damit hängen rund 1000 Kilometer BAM am Netz. Für mehr haben wir vorerst keine Kapazitäten, da die intensive Elektrifizierung der Transsib alle Kräfte bindet.

Die BAM hat laut Aufgabenstellung eine Doppelfunktion: Erstens soll sie der Brückenkopf sein zur Erschließung eines 1,5 Millionen Quadratkilometer großen Territoriums, zweitens die Transsibirische Eisenbahn entlasten. Ist dieser Effekt eingetreten?

Nein, leider nicht. Obwohl im letzten Jahr ein Aufwärtstrend festzustellen war, muß ich sagen: Die Kapazität der BAM wird noch ungenügend ausgenutzt. Nur neun Millionen Tonnen Güter werden zur Zeit jährlich transportiert. Das ist zu wenig, selbst wenn man die noch vorhandenen Schwierigkeiten in Rechnung stellt. Vielleicht haben manche Leute noch gar nicht begriffen, daß nunmehr neben der Transsib ein weiteres, fertiges Gleis durch Sibirien geht, über das man die Waren auch in den Fernen Osten schicken kann. Sicher spielt da die Macht der Gewohnheit mit...

Es wird viel geredet, daß die BAM ein zweites Gleis bekommen soll. Was ist dran an der Behauptung?

Da gibt es keine konkreten Pläne. Der Eisenbahndamm ist zwar vorbereitet, aufnahmebereit für ein zweites Gleis. Aber es besteht keine wirtschaftliche Notwendigkeit. Wir haben ja gerade über die Auslastung der BAM gesprochen. Die projektierten zwanzig Millionen Tonnen Güter jährlich schafft sie auch eingleisig.

Der Sewero-Muisker-Tunnel, mit 15 Kilometern der längste der BAM, wehrt sich mit allen Kräften gegen seine Fertigstellung, obwohl sie schon für 1983 angekündigt war. Wann ist nun damit zu rechnen?

Nicht vor 1992. Von der früheren Zielsetzung sind wir längst abgerückt. Die geologische Struktur des nördlichen Muja-Gebirges ist sehr kompliziert. Es ist jung, noch nicht völlig zur Ruhe gekommen, so daß häufige Erdbeben seine geologische Struktur verändern.

Welche Folgen hat das?

Unter anderem die, daß die Arbeit unserer Tunnelbauer immer wieder zunichte gemacht wird. Eine intensivere geologische Erforschung des Gebirges im Vorfeld hätte uns sicherlich vor der Zahlung so manchen Lehrgeldes bewahrt.

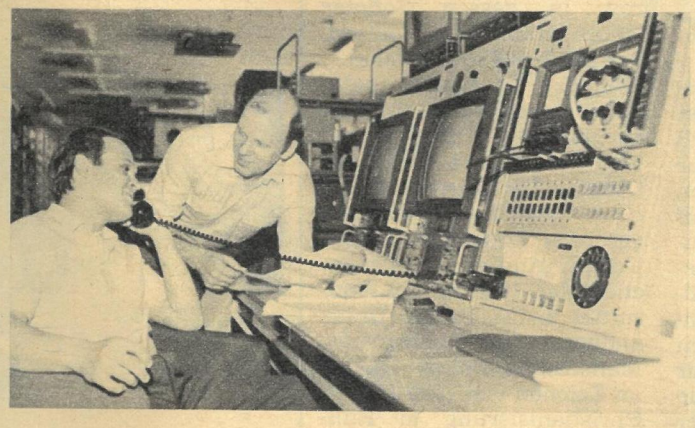
Eine Frage zu den Straßen entlang der BAM: Wie sieht es damit aus?

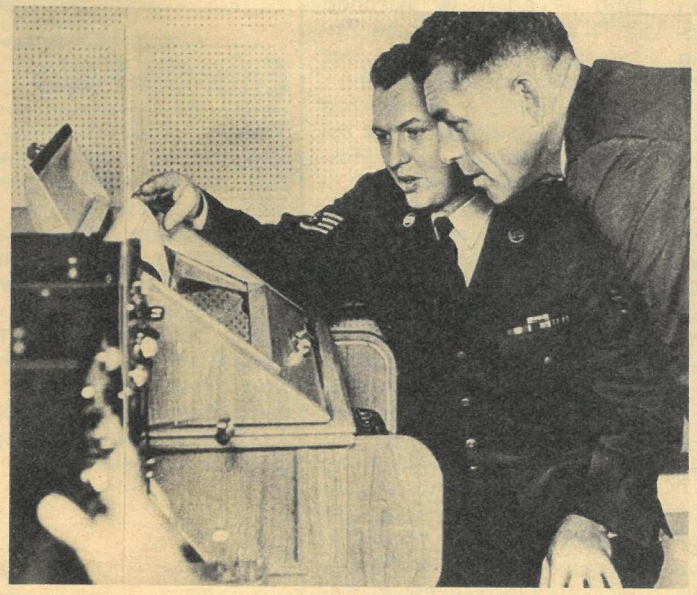
Vielleicht hätten wir gleich parallel zur Eisenbahnlinie asphaltierte Straßen bauen sollen. Aber das sagt sich heute leicht dahin. Meiner Meinung nach hatten wir damals nicht die Kraft dazu. Die BAM forderte alles. Und den Straßenbau, den holen wir jetzt nach.

Interview: Bernd Siegmund

„Heißer Draht" nach Übersee

„Ein flinker Rotfuchs springt über einen faulen Hund." Das ergibt auf den ersten Blick keinen Sinn; aber diese aus dem Englischen übertragene Wortverbindung enthält alle Buchstaben des lateinischen Alphabets und eignet sich deshalb bestens dafür, die Qualität von Nachrichtenimpulsen zu überprüfen. Ein Kontrolltext also. Im konkreten Fall für die Sendebereitschaft eines im wahrsten Sinne „heißen Drahtes" – der Direktverbindung Moskau–Washington. Zuverlässig seit nunmehr einem Vierteljahrhundert besteht sie zwischen Kreml und Weißem Haus. Eingerichtet nach der Kuba-Krise zu Beginn der 60er Jahre, um in außergewöhnlichen Situationen notfalls im schnellen Kontakt miteinander Mißverständnisse auszuschließen, Positionen zu klären, für beide Seiten zufriedenstellende Lösungen zu finden. Als am 31. August 1963 um 11.00 Uhr Moskauer Zeit die Direktleitung ihren Betrieb aufnahm, war sie eine doppelt ausgelegte Fernschreiblinie: über Funk und Erdkabel (unteres Bild). In den 70er Jahren begann man, künstliche Erdsputniks einzubeziehen, moderne Mittel der Nachrichtenübertragung kamen zum Einsatz. Seit September 1971 laufen die Informationen über einen sowjetischen „Molnija"-Sputnik und einen amerikanischen „Intelsat". Personalcomputer steuern den Prozeß der Informationsbearbeitung, Farbdisplays, Entschlüsselungsapparate und Fernschreiber sichern technisch zuverlässige Sendungen und guten Empfang der chiffrierten, nur vom Addressaten lesbaren Informationen. Die Wachdienste (oberes Bild) an beiden Enden des sogenannten „Roten Telefons" sind rund um die Uhr in gutem Kontakt. So tauschen sie kontinuierlich Aussagen zu technischen Parametern aus, stellen zu jeder vollen Stunde die Verbindung zwischen Moskau und Washington her: Während der Stunden mit ungerader Zahl werden Kontrolltexte vom Kreml zum Weißen Haus übermittelt, während der geraden umgekehrt. „Krieg und Frieden" von Tolstoi, die Erzählungen Tschechows und anderer russischer Schriftsteller gingen so im Laufe der Jahre per „heißen Draht" in Richtung USA, während die Amerikaner in der letzten Zeit eine Reihe von Informationen aus dem Leben der Wale gesendet haben. Jede wichtige Nachricht wird von hochqualifizierten Fachkräften übersetzt und binnen kürzester Zeit weitergeleitet. *Georg Baumann*





Türgötter als Glücksbringer

Poster oder Ausschnitte aus Illustrierten mit martialisch wirkenden Figuren oder mit Fabeltieren sind an den Türen zahlreicher Häuser in den Dörfern der Volksrepublik China befestigt. Diese sogenannten „Türgötter"

werden nach uralter Tradition als glückverheißende Sinnbilder betrachtet. In ferner Vergangenheit war das Volk davon überzeugt, daß diese Götter für Gerechtigkeit eintreten würden. Auch sollen sie der Überlieferung nach die Fähigkeit besessen haben, böse Dämonen vom Hause fernzuhalten. Anfangs waren es Nachbildungen von Schnecken, die den Türgott verkörperten. So entstanden Riegel und Klopfer in Schneckenform. Später nahmen Nachbildungen von Fabeltieren und Wundervögeln diesen Platz ein. Während der Zeit der Westlichen Han-Dynastie (206 bis 25 v. u. Z.) kamen dann die Türgötter in Menschengestalt auf. Der Sage nach litt zu jener Zeit ein Bruder des Kaisers an einer schweren Krankheit. Da ließ er das Abbild eines als besonders stark und kräftig bekannten Mannes auf die Türflügel seines Hauses malen. Auf jener Darstellung – so wird berichtet – trug dieser ein langes, gewaltiges Schwert. Ob er seiner Aufgabe gerecht wurde, ist allerdings nicht überliefert. In der Folgezeit jedenfalls bestimmten die Chinesen Menschendarstellungen zu Schutzheiligen des Hauses. Während der Jahre der Song-Dynastie (960 bis 1279) bildete sich in China die Holzschneidekunst heraus. Im Volk gab es viele berühmte Künstler, die dieses Gewerbe meisterhaft beherrschten. Besonders in den Tagen vor dem Frühlingsfest malten sie Bilder von Türgöttern und kopierten sie dann per Holzdruck. Die Symbole fanden großen Absatz. *Manfred Radloff*

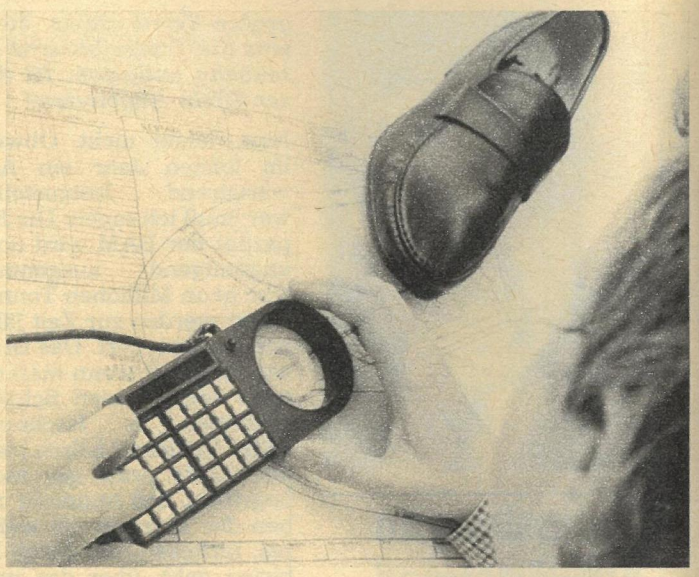
Der Chor, den Aitmatow pries

Der prominenteste „Rezensent" dieses Chores ist – Tschingis Aitmatow. In seiner „Richtstatt" verwendet er nicht weniger als 20 Buchseiten, um aus der Sicht des Romanhelden Adwi das Moskauer Konzert des Sofioter „Kukusel"-Männerchores zu beschreiben: „Diesmal ... sollten ... altbulgarische geistliche Gesänge vorgetragen werden. Das hätte ich mir nie träumen lassen! Würde ich am Ende den Vater der slawischen Liturgie Ioann Kukusel zu hören bekommen? ... Zehn Mann waren es, ganze zehn ... Die Sänger ... bildeten einen kleinen Halbkreis. Ihre Gesichter waren ruhig und gesammelt... Von Anfang an war mir klar, daß dieser Chor eine Qualität, eine Geschmeidigkeit und Harmonie erreicht hatte, wie sie bei zehn verschiedenen Menschen praktisch unvorstellbar ist... Die Hörer waren hingerissen, verzaubert, in Gedanken versunken." Sicher wird das nicht anders sein, wenn der seit 20 Jahren bestehende Chor – in der Regel mit 16 Sängern besetzt – zu den „Tagen der bulgarischen Kultur in der DDR" am 16. September in der Berliner Nikolaikirche frühmittelalterliche Kirchengesänge darbringt, anschließend nach Leipzig reist. Zuvor gibt es zwei Auftritte beim Festival alter Musik in Bydgoszcz. Unwillkürlich fällt, als wir bei Chorleiter Dimitar Dimitrow in dessen Sofioter Neubauwohnung sitzen, der Blick auf einen Pokal – Zeugnis des Sieges beim Polnischen Festival für Kirchenmusik „Hajnowka" 1987. In diesem Jahr war Dimitar Dimitrow dort Juror. – Sein Chor ist ein weitgereistes Ensemble. In die UdSSR ging es schon manches Mal, 1988 mit 28 Konzerten an 24 Tagen. Unter anderem im Leningrader Menschikow-Palast und – im Zeichen von 1000 Jahren Christianisierung in Rußland – auch in Kirchen (z. B. in Kiew), dies im Zusammenwirken mit dem Volksinstrumentenorchester „Bojan". Ansonsten wird in der Regel nur a capella gesungen. Im Moskauer Hotel „Rossija" gab es einen Gemeinschaftsauftritt mit dem dortigen Chor für alte Musik. Weitere Gastspielstätten: dreimal der Vatikan, Wien, Budapest, Köln, New York. Dabei ist der „Kukusel" ein Laienchor, wenn auch mit professionellen Mitgliedern aus Sofias Musiktheatern und von der Musikhochschule; doch in erster Linie singen hier Arbeiter. Dimitar Dimitrow wirkt im Hauptberuf als Leiter des Chores der Alexander-Newski-Kathedrale Sofia. „Wir hoffen, daß unsere Musik auch in der DDR gefallen wird", sagt er zum Schluß.

Klaus Klingbeil

Computer-Form

Eine optimale Formgebung von Schuhen, Materialeinsparungen, genaues Ausschneiden der Musterschablonen mittels Laser – das sind Verbesserungen, die der Einbau des Modellsystems „APEX" in den Gustav-Kliment-Werken in Třebíč mit sich brachte. Neben der Arbeitserleichterung für die Beschäftigten gestattet es die neue Technik dem drittgrößten Schuhproduzenten in der ČSSR, auch die Qualität seiner Produkte für die in- und ausländischen Abnehmer zu erhöhen.

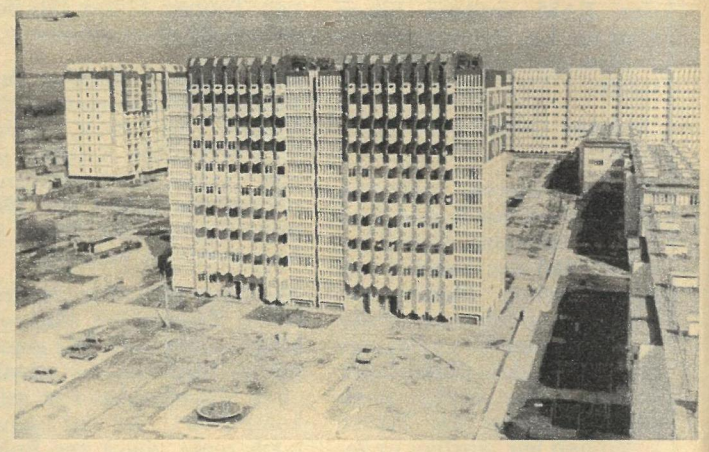


Jurten-Bau

Die Burjaten gehören zu den 15 nationalen Minderheiten, die hauptsächlich im Norden der Mongolischen Volksrepublik leben. Im Aimak Dornod sind diese Viehzüchter zu ergiebigeren Weideflächen gezogen und stellen am neuen Standort ihre Jurten auf. Unterstützung erhalten sie von Jungen und Mädchen, die im Auftrag des Jugendverbandes in verschiedenen Staatsgütern arbeiten.

Energie-Falle

Weniger auffällig als die interessanten Häuserfassaden ist die Wärmequelle, von der diese Bauten im tadshikischen Tursunsade gespeist werden. Durch eine neue Technologie wird in der Aluminiumhütte der Stadt Wärmeenergie eingefangen und zum Aufheizen von Wasser genutzt. Der Effekt: Einsparung eines Heizkraftwerkes und eine gut gefüllte Betriebskasse.



Stick-Kunst

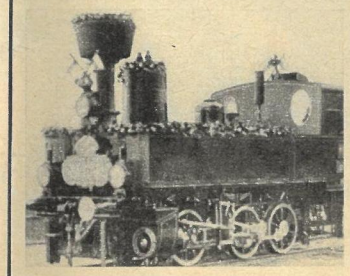
Rund 600 vorwiegend junge Frauen fertigen in der Genossenschaft Cam Tu in Hochi-Minh-Stadt die verschiedensten Stickereierzeugnisse an. Für ein Wandbild wie dieses werden bis zu zwei Monate benötigt.

Forscher-Drang

Zusammenhänge zwischen meteorologischen Vorgängen in der Atmosphäre und unterschiedlichen Typen der Erdoberfläche sowie deren landwirtschaftlicher Nutzung untersuchten in diesem Sommer Fachleute aus der Sowjetunion, den USA, Kuba, Ungarn, Bulgarien, China, Vietnam, Polen, der ČSSR und der DDR (im Foto) im Gebiet Kursk. Den Wissenschaftlern halfen bei ihren Forschungen Hubschrauber, Flugzeuge und die Kosmos-Station MIR.

Werbung mit Oldtimer

In einer Broschüre des ČSSR-Außenhandelsunternehmens Pragoinvest ist merkwürdigerweise eine nostalgische Dampflok abgebildet. Bei dem zur Jungfernfahrt geschmückten Triebfahrzeug handelt es sich allerdings um die erste Lokomotive, die in der „Ersten Böhmisch-Mährischen Maschinenfabrik Prag“ entstand. Dieser 1900 ausgelieferte Oldtimer trug die Bezeichnung „Typ 97“. In kurzer Zeit errangen die Prager Lokbauer damit weltweite Anerkennung. Auch eine Dampflokomotive der Baureihe 108 aus dem Jahre 1903 machte Schlagzeilen: Sie erreichte eine Ge-

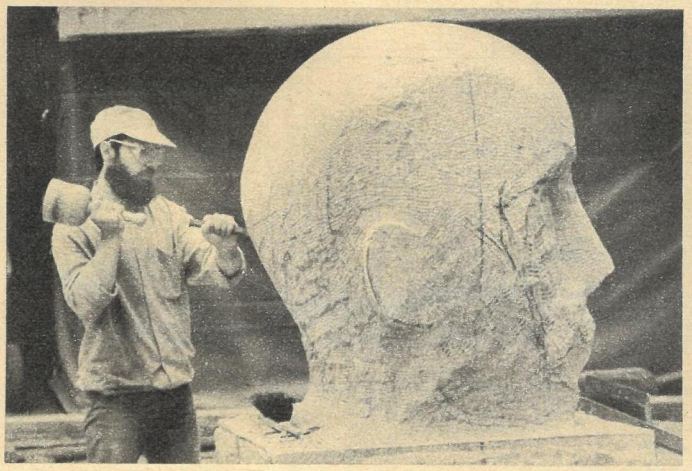


schwindigkeit von 148 Kilometer pro Stunde – für die damalige Zeit Weltrekord! Mit ihrem Rückblick darauf erinnern die Außenhändler von heute werbewirksam an die langjährigen und erfolgreichen Traditionen des Lokomotivbaubetriebes Sokolovo (heute Teil des ČKD-Kombinates), der die Nachfolge der alten Prager Maschinenfabrik antrat. Auch die in unserer Zeit engen Handelsbeziehungen mit der UdSSR auf dem Sektor Schienenfahrzeugbau haben ihre Geschichte. 1931 wurden die ersten 12 Dampfloks an die Sowjetunion geliefert. Die Produktion von Dieselloks begann in Sokolovo 1927. Von den mehreren Dutzend Baureihen erreichte die in Fachkreisen „Hummel“ genannte „CME-3“, eine schwere Rangierlok mit 990 kW Leistung, einen Rekord besonderer Art: Zwischen 1963 und 1987 lieferte Sokolovo 6000 Exemplare in die UdSSR – eine im Weltmaßstab einmalige Stückzahl. Jüngstes Erzeugnis des Betriebes ist die „CME-5“, die ebenfalls auf der Grundlage von Vereinbarungen mit der UdSSR entstand. Nach längeren Testfahrten in der ČSSR gingen die beiden Prototypen zu einer Erprobung in die Sowjetunion. Der Bau dieser 168 Tonnen schweren, achtachsigen Dieselloks soll nach Fertigstellung einer Probeserie von zehn Exemplaren 1991 anlaufen.

Manfred Radloff

Lyrik aus dem Stein gehauen

Liegt es am hiesigen Wein, am Rosenduft oder an dem Gefühl der Geborgenheit in der kleinen Stadt, daß Meister der Bildhauerzunft in Naumburg so schöpferisch inspiriert werden? Einst, vor gut 700 Jahren, galt die Stadt gar als das avantgardistische Zentrum mittelalterlicher deutscher Bildhauerkunst. Gelobt in aller Welt die Arbeiten im Naumburger Dom – vor allem die Stifterfiguren mit der schönen Uta. Ihre Namen haben die Jahrhunderte überdauert. Die Namen des Schöpfers und seiner Gehilfen verflogen wie Sommernachtsträume. Ganz in der Tradition der gemeinschaftlichen Arbeitsweise des Naumburger Meisters liegt in diesem Sommer die Aktion von drei Bildhauern aus der DDR und drei ihrer Kollegen aus der Sowjetunion. Sie trafen sich im Juli im Bürgergarten von Naumburg zu einem Plein-air. Bis zum 7. September leben und arbeiten sie hier zusammen, zwingen sie mit Hammer und Meißel den Sandsteinquadern aus Pirna ihre Ideen auf, entreißen sie dem Stein Form und Gestalt. „Lyrik im Park“ soll das Ergebnis ihrer Arbeit heißen. Jeder von ihnen hat seine eigenen Vorstellungen, seinen Stil, aber die gemeinsame Arbeit läßt Erfahrungen überfließen, unmerklich übergehen in die Gedanken und das Werk des anderen. Überraschend die Idee von Antanas Schnaras aus Vilnius (Foto Mitte: Ein Kopf auf einem Boot). „An einem Morgen wachte ich im Boot auf, mitten auf dem See“, erzählt er. „Es war neblig, ich konnte das Ufer nicht sehen. Diese Situation prägte sich mir tief ein. Wie ein Symbol – jeder muß wohl sein Boot letztlich selbst durch das Leben lenken, selbst für sich klären, wo sein Ufer liegt.“ Sehr angenehm für die Männer aus Dresden und Leningrad, Moskau



und Halle, Dessau und Vilnius zu wissen, daß ihre Kunst gebraucht wird und schon heute ein neugieriges Publikum findet. Auch Unterstützung, durch den Rat der Stadt und gesellschaftliche Organisationen. So sind z. B. DSF-Kollektive nicht nur Zaungäste, sondern auch interessierte Gesprächspartner der Bildhauer, und der Kreisvorstand der Freundschaftsgesellschaft sorgt sich sogar um Nachschub für die schnell verschleißenden Meißel. Die Künstler danken es mit emsiger Arbeit und würden gern noch einmal ins gastfreundliche Naumburg kommen.

Hajo Obuchoff

● Gut gesagt

Eigentlich müßte der Künstler sein eigener strengster Richter sein. Im Grunde genommen weiß nämlich jeder, was er geleistet und was er verpatzt hat.

Laura Faragó, Volksliedsängerin, Ungarn

● Am Rande

Ein altertümlicher 40-Liter-Samowar auf einem „Teetisch“-Sockel weist Touristen darauf hin, daß Sotschi nicht nur einer der meist besuchtesten Kurorte, sondern zugleich eines der größten Teeanbaugebiete der UdSSR ist. Hier werden jährlich über sieben Tonnen Tee geerntet. – Tee-Meer!

● Persönliches

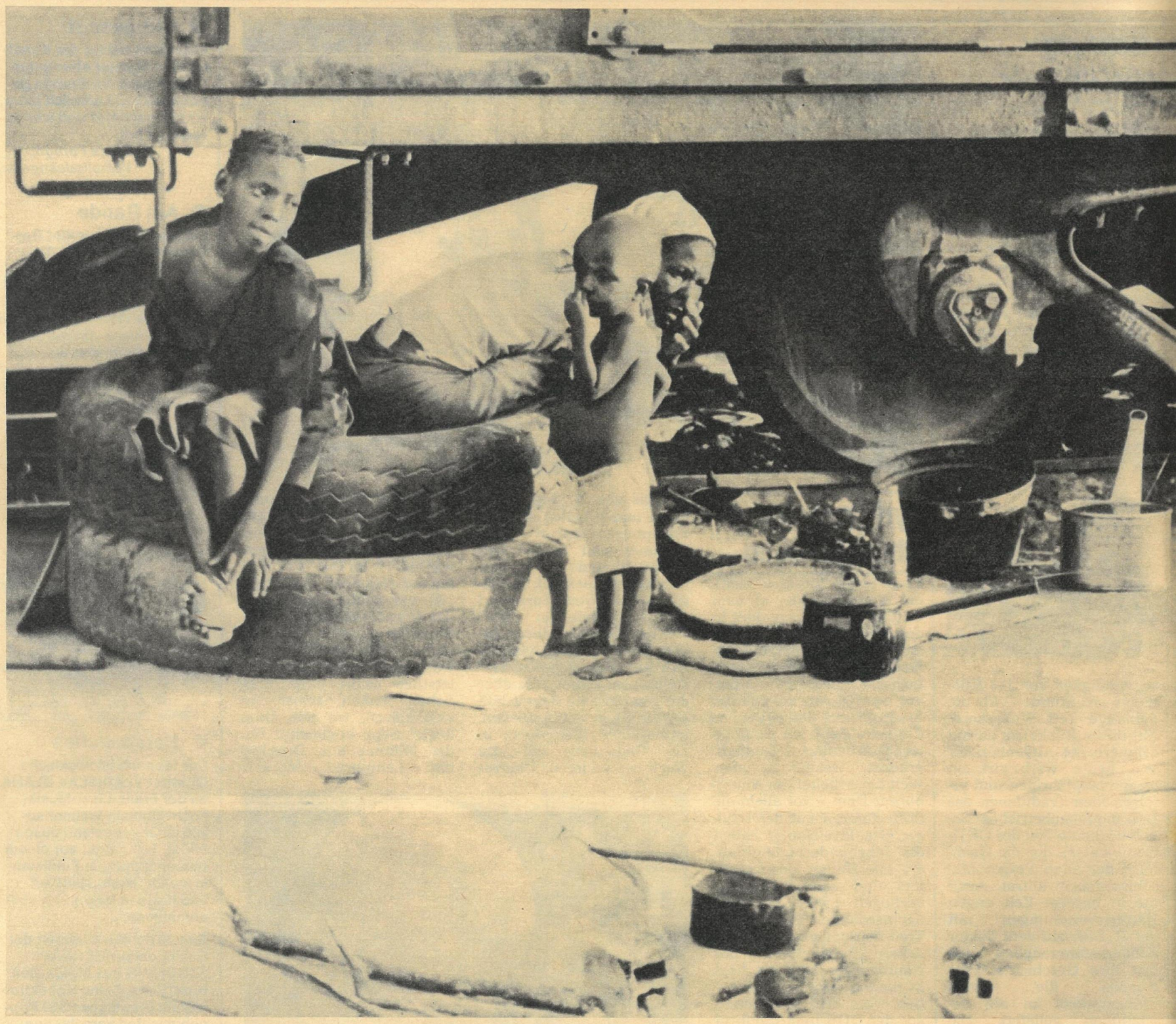
Der tschechoslowakische Gitarrist VLADISLAV BLÁHA, an der Franz-Liszt-Musikhochschule in Weimar sowie in Griechenland ausgebildet, trat jüngst vor einem tausendköpfigen Publikum in Ho-chi-Minh-Stadt auf und hatte in Hanoi Fernsehaufnahmen.

Seit 30 Jahren sammelt der Bauingenieur GENNADI STRONGIN aus Moldawien Burattinos. Seine Kollektion umfaßt inzwischen 300 Puppen aus den verschiedensten Materialien sowie Hunderte von Büchern über diese weltbekannte Märchenfigur.

Uhrmacher und Sammler zugleich ist LASZLO KÖVESD aus Budapest. Seine Werkstatt gleicht einem Museum. Seit nahezu 60 Jahren repariert der Meister selbst die kompliziertesten alten und neuen Zeitmesser.

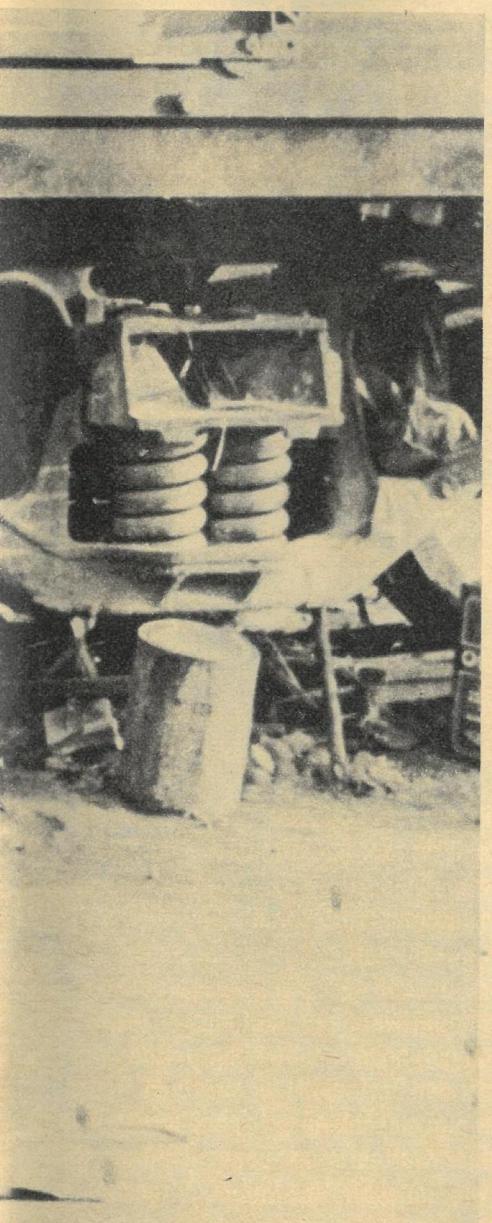
Der Veteran des georgischen Kinos TEJMURAS TSCHATSCHAWA gründete eine Werkstatt zum Bau historischer Kutschen. Sie können sowohl von Touristen zu Stadtrundfahrten als auch von den Filmhelden des „Grusia“-Studios benutzt werden.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: V. Billeb, TASS/Sabjalow, Repro, Sofiapress (2), ZB/CAF, ZB/MONZAME, TASS/Maschkow, TASS/Sisow, ADN-ZB/Schulz, Repro/Radloff (2), Freiheit/Bauer (3); Vignette: D. Schüler.



Moçambiques Kinder. Viele von ihnen haben noch keinen Tag Frieden kennengelernt. Vor dem Terror der von Südafrika ausgehaltenen Banden geflüchtet, suchen sie mit ihren Müttern unter Eisenbahnwaggons, wie hier auf der Station Bairro de Bagamoyo, Zuflucht. Und es ist schon ein großes Glück, wenn sie, krank oder verletzt, in einem der wenigen noch nicht zerstörten Krankenhäuser Aufnahme finden können.

Dabei war es ihr Lachen, das mir bei meiner ersten Reise über alle Probleme zu triumphieren schien – das befreite Lachen einer ganzen Generation. Es war 1976, zehn Monate nach der Erringung der Unabhängigkeit. Wir waren lange gefahren mit dem Landrover auf schlechter Straße. Mannshohes Buschwerk schlug uns durch die offenen Fenster ins Gesicht. Wir hatten Berge und Flußbetten überwunden, waren im Lehm bis weit



Damals hörte ich ihr Lachen...

Christa Schaffmann bei den Kindern Moçambiques

Fotos: UNICEF/F. P. Silva

über die Achsen versackt und kamen am Ende doch ans Ziel: zu einer Schule, einem sogenannten Pilot-Zentrum, abgelegen im Gebiet von Jeque in der Provinz Tete. Ich konnte die Kinder noch nicht sehen, da hörte ich bereits ihren Gesang und ihr Lachen. 400 Mädchen und Jungen zwischen sechs und zwanzig Jahren, die die erste bis dritte Klasse absolvierten. Es fehlte noch vieles: Die Bänke in den Klassenräumen reichten nicht, das Lehrmaterial, die Schreibutensilien, und abends leuchtete nur an wenigen Stellen ein schwaches Licht. Auch mit Petroleum mußte man sparen.

Eines aber hatten sie im Überfluß: Hoffnungen, Sehnsüchte, Riesenkraft, die sich aus den Träumen speiste, die seit Generationen unter der Kolonialmacht unerfüllbar bleiben mußten und nun Wirklichkeit werden wollten mit aller Macht. Lachend ließen die Mädchen und Jungen ihre leuchtend weißen Zähne sehen, die Augen blitzten, als wollten sie sagen: Nichts hält uns auf. Heute lernen wir noch das Alphabet und quälen uns mit den Grundbegriffen der Mathematik, morgen schon werden wir selber Lehrer sein, an Maschinen arbeiten, Autos fahren und reparieren können. Wir werden endlich der Malaria den Krieg erklären, weil kein anderer Krieg uns mehr daran hindert. So war's in Jeque und an vielen Orten Moçambiques. Das Land befand sich im Aufbruch. Ob man Fabrikarbeiter, Bauern oder Künstler traf – man hatte den Eindruck, hier lebten Riesen, unter deren Händen alle Probleme klein oder jedenfalls nie beängstigend erschienen.

Es kam alles ganz anders. Erst vereinzelt, dann rasch zunehmend machte die MNR (Bewegung des nationalen Widerstandes) durch Überfälle und Plünderungen von sich reden. 1974, damals noch von dem rhodesischen Geheimdienstchef Ken Flower gegründet, später von Südafrika übernommen, begann die sogenannte Widerstandsbewegung das Land wie eine Seuche zu überziehen. Ihr Auftrag: Zerstörung der wirtschaftlichen Basis auf dem Lande, wichtiger Transportwege und Behinderung des Transitverkehrs. Dieses Ziel verfolgte sie und steigerte sich dabei in einen Terror, der die Praktiken der Kolonialmacht in den Schatten stellte und das Lachen gefrieren ließ in eisigem Entsetzen.

Viele der Kinder, die ich getroffen habe und die heute erwachsen wären, sind nicht mehr am Leben. Die MNR hat sie umgebracht. Andere wurden gezwungen, sich den Kommandogruppen der Bewegung anzuschließen, und zu Mördern abgerichtet. Sieben- bis Fünfzehnjährige drillten die Schlächter, bis sie bereit waren, mit Macheten und Gewehren Menschen niederzumetzeln, um am Ende psychisch geschädigt zu sein vor Grauen über sich selbst. Wieder andere mußten die Ermordung ihrer Eltern und Geschwister mit ansehen. 500 000 Kinder sind es bis heute, die nach Schätzungen von UNICEF physisch oder psychisch krank sind infolge des Krieges in Moçambique. Zehntausende überlebten Terror, Flucht und Hunger nicht.

Als ich 1983 wieder nach Moçambique kam, war eine Reise durchs Land schon nicht mehr möglich, höchstens im Konvoi mit schwerbewaffnetem Begleitschutz. Tausende Menschen waren bereits ermordet oder bei Anschlägen verstümmelt worden, darunter viele Reisende in Bussen und Personenwagen. Jede Fahrt, ob im Zug oder Überlandfahrzeug, war wegen der Angriffe aus dem Hinterhalt zu einer lebensgefährlichen Unternehmung geworden. Colonas der Armee hatten die Versorgung entlegener Provinzen mit lebensnotwendigen Gütern übernommen.

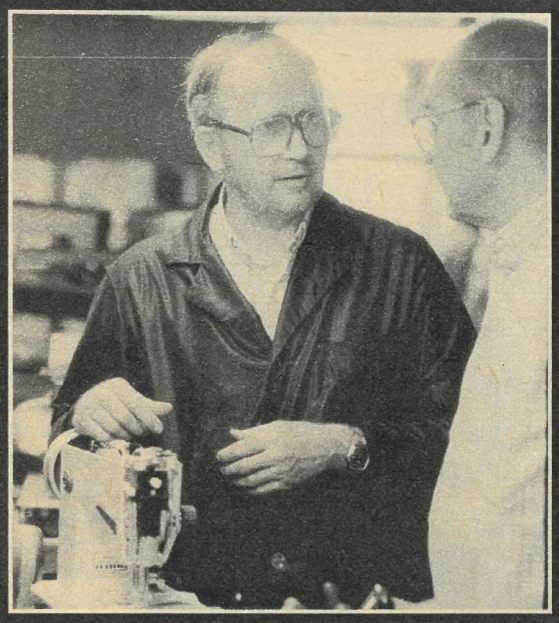
Es besteht kein Zweifel daran, daß Südafrika die Operationen der MNR steuert, die Waffen liefert, die Ausbildung sichert. Bereits 1983 wußten meine moçambiquanischen Freunde um die Rolle des verhaßten Nachbarn im Süden. 1984 unternahmen sie mit dem Vertrag von Nkomati den Versuch, mit Südafrika zu einer Friedensregelung zu kommen. Es blieb bei einer Lösung auf dem Papier. In der Realität unterstützte Pretoria die MNR weiter, und der Krieg nahm immer stärker Horrorzüge an. Nachrichten wie die vom Massaker der Banden in Homoine im Juli 1987, bei dem 400 Menschen, darunter viele Kinder, umgebracht wurden, gingen um die ganze Welt. Unfaßbar bleiben Zeugenaussagen über Babys, die mit Bajonetten an die Körper ihrer Mütter genagelt wurden, und über Schwangere, denen man auf den Entbindungsstationen die Bäuche aufgeschlitzt hat.

Über 2,2 Millionen Menschen sind in Moçambique auf der Flucht vor dem Krieg. 150 000 hat die MNR ermordet, noch bevor sie an Flucht dachten. Zehntausende moçambiquanische Bauern – so berichtete die britische Times 1987 – hält sie wie Sklaven in Arbeitslagern, die ihr als Versorgungsbasis dienen. Auf dem Konto der Zerstörung stehen 2500 Schulen und viele wirtschaftliche Einrichtungen. Rund 40 Prozent der Pflegekapazität in Krankenhäusern wurde durch rücksichtslose Sprengung vernichtet.

Selbst wenn der Krieg morgen zu Ende wäre, brauchte es Jahre, um das Land wieder an das frühere Niveau heranzuführen. Hilfe ist dringend notwendig. Sie kommt inzwischen aus vielen Ländern in unterschiedlicher Form. Seit tansanische und simbabwische Truppen in Moçambique an der Seite der FRELIMO kämpfen, sind einige bemerkenswerte Schläge gegen Basen der Bewegung gelungen. Der Schutz wichtiger Versorgungslinien konnte besser gewährleistet werden! Die DDR hat 1987 zusätzlich zu anderen Solidaritätsleistungen im Rahmen eines Soforthilfeprogramms Güter im Wert von 5,7 Millionen Mark bereitgestellt. Und wir setzen auch unsere Unterstützung für die UNICEF-Arbeit in Moçambique fort.

Endmontage: mit Können und Fingerspitzengefühl

Probleme, Partner Perspektiven



Technologe mit Leib und Seele: Ulrich Labrenz

Als die Nähmaschine erfunden ward Anfang des 19. Jahrhunderts, war ihre öffentliche Vorführung nicht mehr als eine Attraktion in der Schaubude auf dem Jahrmarkt. Diesen Einfall jedenfalls hatte der geschäftstüchtige Mister Singer aus New York, dessen Aktiengesellschaft um die Jahrhundertwende prompt ein ganzes Nähmaschinen-Imperium befehligte. Denn wer wollte nicht den Fortschritt für sich buchen und die Kleider nun maschinell mit schnellen Stichen und weniger Kraftaufwand zusammenfügen, in Industrie wie Haushalt. Und darum geht es auch heute noch, wenn auch in anderen Dimensionen.

Die reichhaltige TEXTIMA-Offerte auf der diesjährigen Herbstmesse beweist es erneut nachdrücklich.

Die Werke in Wittenberge/DDR und Podolsk/UdSSR sind alleinige Hersteller von Haushaltnähmaschinen in ihren Ländern (beide einstige Ableger des Singer-Konzerns), und sie kooperieren seit Jahrzehnten miteinander. Seit kurzem nennen sie ihre Partnerschaft wissenschaftlich-technische Direktbeziehungen. Was springt dabei für die Käufer und Nutzer ihrer Erzeugnisse heraus?

Naht um Naht

Stanzerei: noch ein weites Feld für die Mechanisierung

Transport: leicht und präzise durch Roboterhilfe

Naht um Naht

Der Neubeginn schien alles andere als optimistisch. Das Wittenberger Werk hatte den zweiten Weltkrieg überlebt, da es aber völlig auf Rüstungsproduktion umgestellt war, wurde es laut Potsdamer Abkommen demontiert. Würde man hier jemals wieder Nähmaschinen produzieren können, lautete die bange Frage vieler. Die Frauen und Männer der ersten Stunde gaben die Antwort: Bereits 1946 floß in der Gießerei der erste Stahl – zunächst für dringend benötigte Landmaschinen- und Traktorenteile. Gleichzeitig aber machten sich einige Enthusiasten daran, wieder eine Nähmaschine zu fertigen. Für heutige Vorstellungen auf abenteuerliche Weise. Das Werkzeug dafür brachte jeder von zu Hause mit. Am Schraubstock löste man einander ab, denn es gab keinen zweiten. Das Maschinenunterteil wurde in einer sowjetischen Armee-Reparaturwerkstatt gefräst, andere Teile geschmiedet und per Hand bearbeitet. Und als sie ihr fertiges Modell der sowjetischen Wirtschaftsadministration in Berlin vorführen wollten, riß zu allem Überfluß dreimal der Faden. Doch man machte sich gegenseitig Mut, die Rotarmisten und die Arbeiter. Die Panne war rasch behoben und das „Examen" damit bestanden. Energie und Vorwärtsdrang des Menschen überwanden die Lethargie…

450 gleich eins

Heute ist mehr denn je Schöpfertum und Zielstrebigkeit gefragt. Eine Nähmaschine moderner Prägung – beispielsweise die Wittenberger „Famula electronic" mit Zickzacknaht, Riegelnaht, Fächernaht, Hexenstich, automatischem Knopflochnähen und weiteren Extras für die verwöhnte Hobby-Schneiderin – besteht aus zirka 450 Teilen. Da heißt es in den alten und neuen Werkhallen, an automatischen Bearbeitungsstrecken wie an Handarbeitsplätzen, die Übersicht behalten, soll jedes Teil zur rechten Zeit und am vorgesehenen Montierplatz in ausreichender Menge vorhanden sein. Denn täglich verlassen mehr als 1400 schmucke Nähhilfen fix und fertig verpackt die „Veritas"-Werkhallen. Nur so ist das erhöhte Ziel von 360 000 im Jahr '88 zu schaffen. Und erst recht die angesteuerten 400 000. Der Bedarf des Inlandsmarktes muß immer besser gedeckt werden, und die Exportaufgaben wachsen ebenfalls. Der größte Handelspartner ist die UdSSR; zur Zeit ist jede vierte Maschine für sie bestimmt. Die Präsenz in 30 Ländern zahlt sich allerdings ökonomisch nur aus, wenn die Kundenwünsche und internationalen Trends berücksichtigt werden. Das Wittenberger Baukastenprinzip hilft den Nähmaschinenwerkern zwar, aus ihren 22 Grundtypen recht flexibel bis zu 210 Exportvarianten in unterschiedlichen Seriengrößen herzustellen, doch der Wettstreit um den Kunden auf dem Markt bleibt hartnäckig. Gutes Design, Zuverlässigkeit, einfache Handhabung, breites Nahtprogramm, Abmagerung des Gewichts – entscheiden darüber, ob die „Veritas" auch noch morgen gefragt sind.

Deshalb wohl trifft man überall im Betrieb auf Bauvorhaben unmittelbar neben der Produktion: Die Gießerei erhält eine neue automatisierte Gießstrecke. Die Verpakkungshalle wird mittels moderner Transport-Aggregate rekonstruiert. Die Produktionsdispatcher warten sehnsüchtig auf die Fertigstellung des automatisierten Hochregallagers. 450 Teile – rund die Hälfte davon steuern Zulieferer bei, zuverlässige und andere…

Im südwestlich von Moskau gelegenen Podolsk sieht es in vielem ähnlich aus: eine Reihe alter Produktionsgemäuer (ebenfalls aus Singers Zeiten), deshalb überall Modernisierung und ständig steigende Produktionsziffern. Nur, der Podolsker Betrieb hat bedeutend größere Ausmaße bei 1,7 Millionen „Tschaika"-Nähmaschinen pro Jahr und der Planprognose von 2,5 Millionen für 1995. Rationalisierung heißt deshalb die Devise – dort wie hier. Nicht mit zusätzlichen Arbeitskräften rechnen und extensiv erweiterten Produktionskapazitäten – sondern durch konstruktive Verbesserung des Erzeugnisses den Montageprozeß beschleunigen und die Herstellungstechnologie weiter ausfeilen. Der konkrete Arbeitsauftrag in beiden Betrieben, Inhalt auch der langjährigen Partnerschaft.

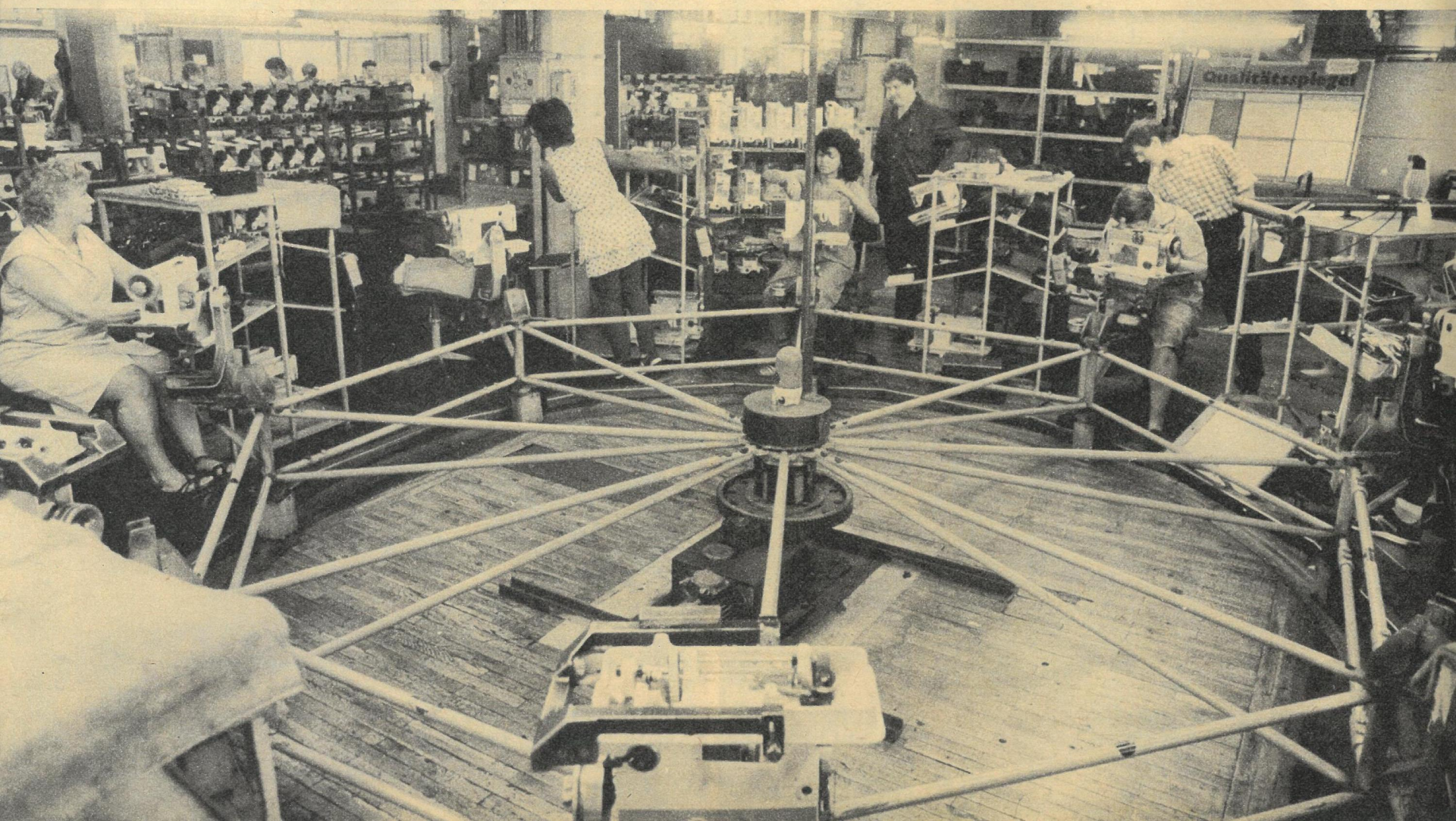
„Veritas"-Betriebsdirektor Dr. Völzer: „Bis 1990 muß unsere Nähmaschine durch Funktionsintegration, ohne daß sie eine ihrer Gebrauchseigenschaften einbüßt – im Gegenteil! –, im Schnitt aus 100 Teilen weniger bestehen als heute. Und von den 2400 Arbeitsgängen für ihre Entstehung sind mindestens 400 einzusparen. Einige Schritte dahin sind wir schon gegangen."

Wie weit ist's bis Podolsk?

Solche Überlegungen führten unter anderem zu dem Entschluß, gemeinsam mit Podolsk eine neue Generation Haushaltnähmaschinen mit elektronischer Nahtmustersteuerung zu entwickeln. Die jeweils besten Erfahrungen beider Seiten sollen helfen, schneller eine höhere Qualität und größere Stückzahlen zu erreichen. Ein durch Regierungsabkommen gestütztes Projekt. Wie ist es inzwischen um seine Realisierung bestellt? Betriebsleiter Völzer: „Wir haben unseren Auftrag, den mechanischen Teil, so weit fertig. Er könnte als Lizenz übergeben werden, ein Angebot ist gemacht. Die Podolsker zögern allerdings: Ihre Aufgabe, die elektronische Steuerung, liegt erst als Funktionsmuster vor, sie suchen noch den richtigen Zuliefer-Produzenten. Ihr jüngster Wechsel zu einem anderen Ministerium verspricht nun hoffentlich ein Forcieren der Lösung…

Ansonsten funktioniert unsere Partnerschaft seit vielen Jahren bestens – der geistige Austausch, das Knobeln der Konstrukteure und Technologen, die gegenseitige Übernahme des kleinen Know-how. Wir fahren regelmäßig zueinander, stets mit festen Aufträgen… Nur, wenn das Geben und Nehmen unterm Strich abgerechnet werden muß – keiner hat natürlich etwas zu verschenken –, gibt es Zeitverluste. So bekommen wir beispielsweise ein von den Podolskern für uns gebautes Drehmomentprüf-

Nähmaschinen-Karussell: Die Nestmontage hat sich inzwischen bewährt.



Die tägliche Veritas-Rallye: Für die meisten Nähmaschinenwerker findet der Berufsverkehr per Pedale statt

gerät einfach nicht her. Umgekehrt gibt's Ähnliches. Schade – da spürt man mitunter doch die Entfernung von 2000 Kilometern." Die gemeinsame arbeitsteilige Weiterentwicklung eines hochwertigen Konsumgutes – eine gute Sache, jedoch leichter zu beschließen, als zu machen. Sie fordert Konstruktivität und Tempozuwachs von allen Beteiligten – vom Konstrukteur bis zum Außenhändler. Und sie wird nur gelingen, wenn die Interessen und Möglichkeiten beider Partner im Arbeitsprozeß in Übereinstimmung gebracht werden können. Dabei ist es ein Unterschied, ob ein Erzeugnis, wie bei den Podolskern, vorrangig für den Kunden im eigenen Land bestimmt ist, oder aber ob sich das Produkt, wie das der Wittenberger, ebenso auf dem internationalen Markt gegenüber der Konkurrenz zu behaupten hat. Die Hausfrau sucht eine moderne, leicht handhabbare, aber nicht unbedingt elektronisch gesteuerte Maschine – die aber zählt maßgeblich in der Geschäftswelt.

Einander nichts vormachen

Der Technologe Ulrich Labrenz, Anfang Fünfzig, sein ganzes Arbeitsleben in der „Nähmaschine" (wie's in der Kurzform bei der Telefonvermittlung heißt), ist ein Tüftler und engagierter Praktiker der deutsch-sowjetischen Partnerschaft. Von Anfang an dabei, soeben von einer Dienstreise aus Podolsk zurück.

Was gab's Neues?

„Eine Menge. Schon äußerlich ist im Betrieb die Umgestaltung zu spüren, es tut sich was. Weitere moderne Produktionsanlagen sind installiert, einheimische wie importierte. Und auch geschmackvolle Pausenobjekte wurden jüngst geschaffen, ähnlich den unseren. Die rechnergestützte Produktionsvorbereitung wird ebenfalls ernsthaft betrieben. Genügend Stoff also zum Austausch, und alle Gespräche kameradschaftlich offen."

Was interessierte den Technologen besonders?

„Der Alu-Druckguß. Wir haben ihn noch nicht, sind auf Zulieferungen angewiesen. Planen jedoch eine eigene Anlage, zur Qualitätsverbesserung der Gehäuseteile für die Maschine mit Freiarm unerläßlich. Da ist das Studium bei Freunden am laufenden Projekt nützlich."

Und die gemeinsame Maschine?

„Sie braucht einen längeren Weg. Nicht nur die kommerziellen Vorschriften sind mitunter hemmend, auch unterschiedliche technische und technologische Ausgangspunkte."

Für Ulrich Labrenz ist die Niveauangleichung im Fertigungsprozeß überhaupt der entscheidende Punkt. Deshalb vergleichen die Wittenberger und Podolsker seit geraumer Zeit die Leistungen an ausgewählten Bausteinen der „Tschaika" und der „Veritas": den Zeitaufwand, den Werkstoffeinsatz, den bei der Bearbeitung erreichten Mechanisierungs- oder Automatisierungsgrad, die Qualität, die Selbstkosten. Ulrich Labrenz: „Wir haben einen gewissen technologischen Vorlauf. Wenn man aber offen miteinander redet und sich beim Partner genau umsehen kann, findet man manches, was einem selbst auf die Sprünge hilft."

Da entdecken die Podolsker in der Wittenberger Stanzerei, in der immerhin 200 gestanzte Teile unterschiedlichster Form entstehen (rund 70 sind Bestandteil einer einzigen Nähmaschine), Manipulatoren, die als taktgetreue Hilfskräfte Werkzeugmaschinen bedienen oder als Transporteur tätig sind. Inzwischen arbeiten sie auch zuverlässig in der Podolsker Stanzerei.

Da empfehlen die sowjetischen Gießer den Wittenberger Kollegen ihre Eigenentwicklung, eine automatisch arbeitende Dosiereinrichtung an der Gießform, die nun in beiden Betrieben für eine gleichbleibende Qualität beim Grauguß sorgt. Die Ausschußquote des spröden Graugusses sank dadurch erheblich... Da gibt es im Bereich der Endmontage die Debatte über Vor- und Nachteile der zwei angewandten Arbeitsformen: Nestfertigung und Linearband. In Wittenberge funktioniert beides nebeneinander. Ein Teil der Frauen montiert lieber weiterhin am Band nur ein bestimmtes Teil im Takt von 1,8 Minuten, andere entschlossen sich zur Nestmontage im 10-Minuten-Rhythmus. Solche Entscheidungshilfen befördern das Arbeitsklima. Genauso wie der Einsatz eines Roboters als „letzter Mann" am Band: Ohne Mühe nimmt der heute die über 10 Kilo wiegende fertige Maschine den Wittenberger Frauen ab und übergibt sie der Gütekontrolle. Die Podolsker nahmen von ihrem letzten Arbeitsbesuch etliche Anregungen nach Hause mit... Bei solchen Begegnungen herrscht jedoch nicht nur eitel Freude über den nächsten gemeinsamen Schritt. Beide haben ihre Erfahrungen, und so gibt es erst mal Streit über den richtigen Weg und Ärger über erkannte Grenzen. Die sich schon daraus ergeben können, daß der eine bei bestimmten Teilen auf Plaste, der andere auf Leichtmetall setzt und dementsprechend unterschiedliche technologische Linien existieren, die nicht fix-drei zu ändern sind. „Da darf man einander aus Freundschaft auch nichts vormachen", meint der Optimist bleibende Ulrich Labrenz. „Da kann man nicht mit dem Kopp durch die Wand. Kleine Schritte zählen auch. Sachlichkeit ist angebracht."

Und die gelingt um so besser, je mehr Vertrautheit zwischen den Partnern herrscht.

Hierbei haben die Podolsker ehemaligen DDR-Studenten und die Wittenberger SU-Absolventen natürlich ein Plus. Günter Schnick, Abteilung Konstruktion des Ratiomittelbaus: „Wenn ich mit meinem Partner, Dr. Wladimir Korobkow (promoviert in Karl-Marx-Stadt) zusammentreffe, hoffe ich jedesmal, daß wir nicht nur als Dolmetscher ‚mißbraucht' werden, sondern Zeit finden, unsere ureigensten technischen Probleme zu wälzen. Wohin wir wollen, ist uns beiden längst klar: Eine moderne Nähmaschine verlangt eine moderne Fertigung. Rechner, Manipulatoren und automatisierte Linien müssen dem Menschen immer mehr die Arbeit erleichtern."

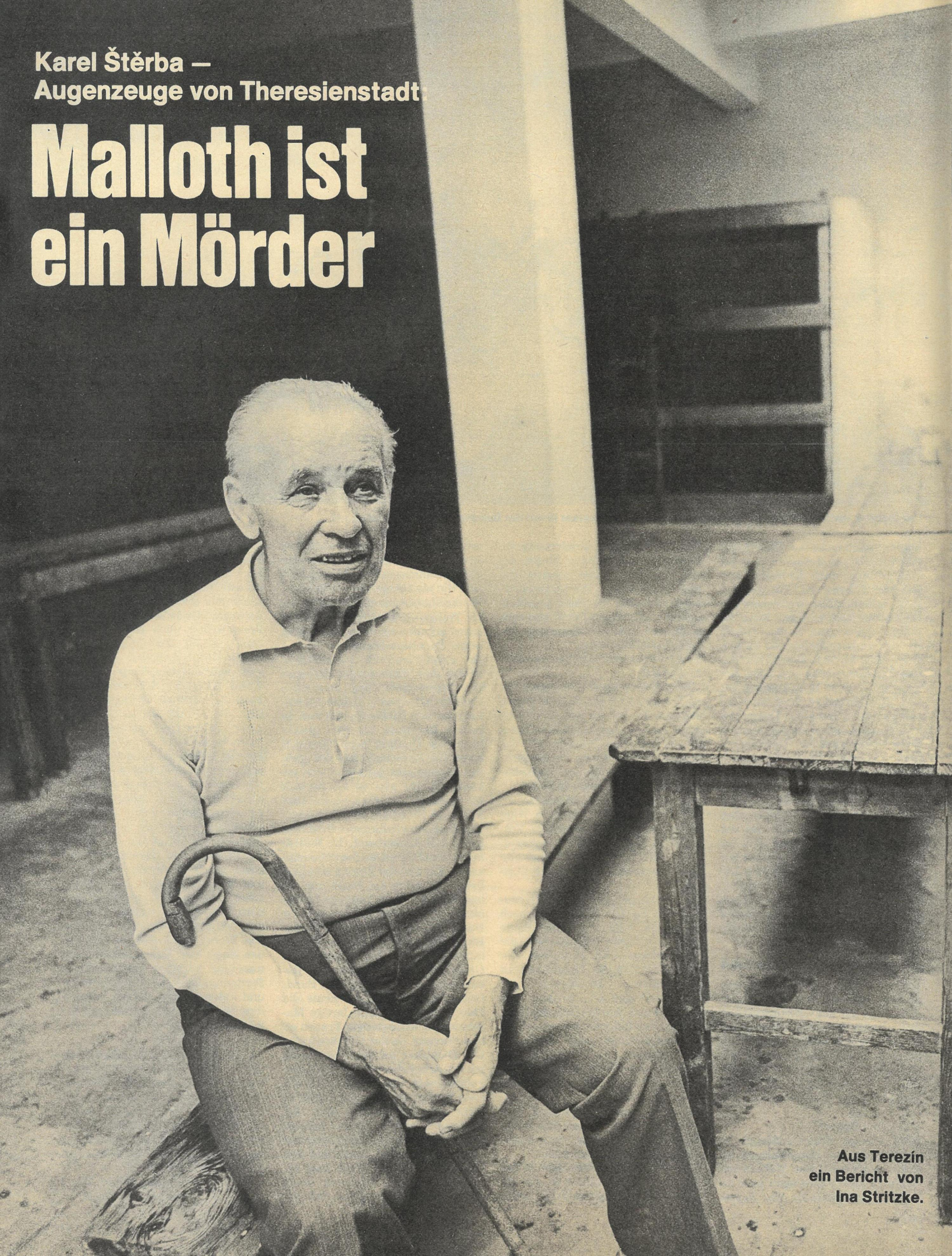
✦✦

Die Nähmaschine 150 Jahre nach ihrer Geburt – ein nach wie vor gefragtes, *produzierendes Konsumgut*. Vielleicht gerade deshalb, weil der Mensch, der es benutzt, selbst schöpferisch tätig wird. Diesem Bedürfnis immer besser gerecht zu werden, ist Anliegen der Wittenberger wie der Podolsker.

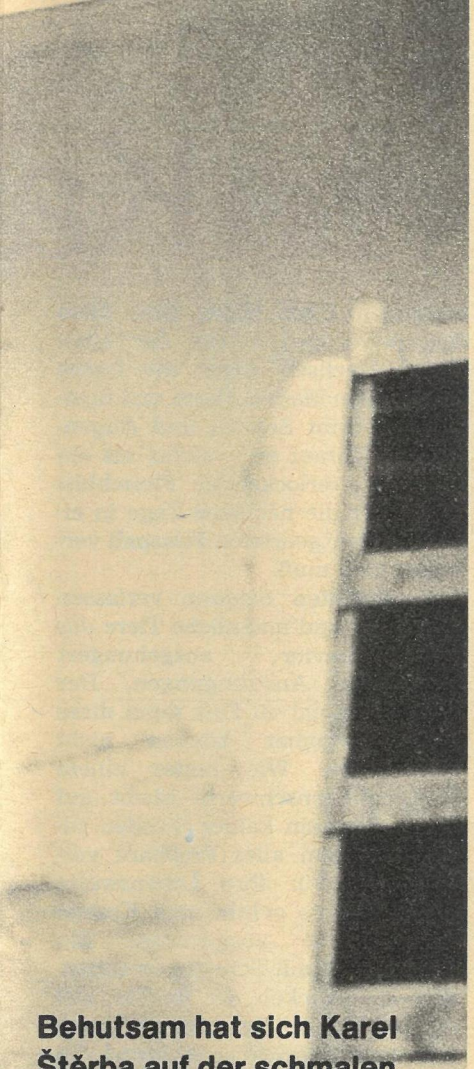
Wolfgang Scheel (Text)
Nina Rücker (Fotos)

Karel Štěrba –
Augenzeuge von Theresienstadt:

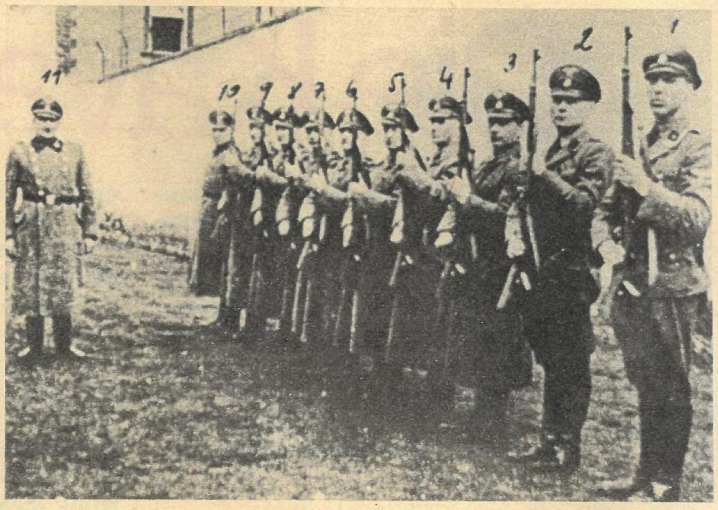
Malloth ist ein Mörder



Aus Terezín
ein Bericht von
Ina Stritzke.



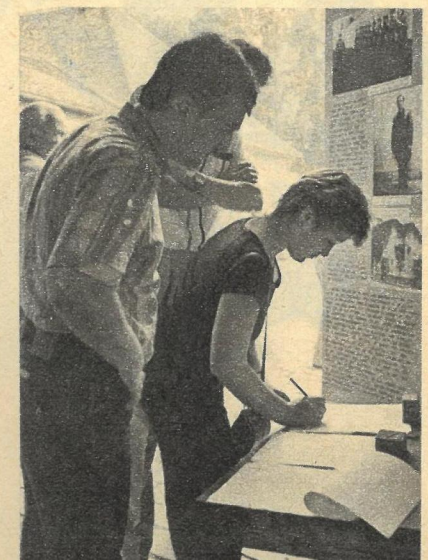
Behutsam hat sich Karel Štěrba auf der schmalen, rohen Holzbank niedergelassen. Hier hat er vor 45 Jahren gesessen. Als Häftling im Polizeigefängnis der Gestapo-Leitstelle Prag, in der „Kleinen Festung Theresienstadt", heute Terezín in der ČSSR. Es ist die Zelle mit der Nummer 45 im Hof 4. Eine wohlmeinende Spätsommersonne spendet an diesem Augusttag 1988 Freundlichkeit und Wärme. Doch drinnen ist noch immer der Atem der Angst, die Kälte des schmutzigweißen Betons, das Stöhnen der in den Schlafstellagen gestapelten Leiber. An die 400 bis 600 Menschen waren hier zusammengepfercht. Karel Štěrba hat das nach KZ-Muster geführte Durchgangslager überlebt. Und er ist ein Augenzeuge: Er hat mit ansehen müssen, wie SS-Unterscharführer Anton Malloth einen Menschen zu Tode schlug. Er kennt jenen Mann, der, aus Italien ausgewiesen, unbehelligt in der BRD lebt.



1943: Anton Malloth, Freiwilliger im Hinrichtungskommando von Theresienstadt (5. v. rechts). Neben ihm der in der DDR verurteilte Kurt Wachholz (4. v. rechts). Foto rechts zeigt den Mörder Malloth während seiner Jahre in Theresienstadt.

Es ist das Jahr 1943, als Karel Štěrba durch das Tor der alten Festung Theresienstadt gehen muß, der Zitadelle der Stadt, die ein Ghetto geworden ist. Die 7000 Einwohner sind evakuiert. Von überall zusammengetriebene Juden leben hier, den Inspektoren des Internationalen Roten Kreuzes und anderen Ausländern als Aushängeschild vorgeführt und doch auf dem Weg in den endgültigen Tod. Konzerte gehören dazu. Doch während die Musikanten spielen, müssen sie schon Ersatz suchen für den ersten Geiger oder den Cellisten.

Niemand hat es Karel Štěrba gesagt, aber er weiß: Es gibt nur drei Möglichkeiten, das Tor in umgekehrter Richtung zu passieren. Wenn er zum Außenkommando eingeteilt ist, wenn es auf Transport in eines der Vernichtungslager geht – wenn er tot ist. Karel Štěrba – damals Polizist aus Košiže, einem Stadtteil Prags – Mitglied des 2. illegalen Komitees der Kommunistischen Partei der Stadt. Er hat seine Möglichkeiten genutzt, für die Illegalen Lebensmittelkarten besorgt, Ausweise mit gültigen Stempeln, ja auch Waffen. Er hat, nach Jinonice versetzt, Verbindungen geknüpft, Radioteile gelagert, gebastelt, Moskau gehört. Die erste Nacht nach der Einlieferung flüstert es über ihm: „Achtung vor Malloth." Es ist der Kapo Černy. Und dann dieser furchtbarste aller furchtbaren Tage. „Wir waren auf Außenkommando in der Kalkgrube. Mit mir und aus meiner Zelle arbeitete Řehaček. Er hat den Hunger nicht mehr ertragen können, nahm dem Aufseher ein Stückchen Brot weg. Ich selbst war ein großer, wie man sagt, stattlicher Mann, als ich in Theresienstadt ankam – wog 90 Kilo. Am 8. Mai 1945 waren es 48 Kilo. An diesem Tag kamen die sowjetischen Soldaten. Aber zurück zu Řehaček. Der Griff des Verzweifelten wurde bemerkt, weitergemeldet. Die ersten Schläge. Wir mußten ihn in die Festung tragen, er konnte schon nicht mehr laufen. Im ersten Hof standen die SS-Männer. Wir waren etwa 200 Gefangene. Ich habe nicht genau gesehen, was der Malloth in der Hand hatte, als er auf Řehaček einschlug. Es war grauenvoll. Ich sah hin, und mein Genosse hatte keine Augen mehr, sie waren schon ausgelaufen. Er kam nicht wieder in die Zelle zurück. Malloth hat ihn zu Tode geschlagen..."



Der Historiker Jaroslav Joza kennt die Anklageschrift für das Gericht, das Anton Malloth am 24. September 1948 in Abwesenheit zum Tode verurteilte: „Da ist der Fall Svatek. Er hatte Nachrichten ausländischer Sender, die heimlich in der Elektrowerkstatt abgehört wurden, weitergegeben. Malloth hat ihn totgeschlagen. Da ist der Fall der 60 Juden aus Köln. Am 4. Oktober 1944 kamen sie und sollten eigentlich ins Ghetto. Nach drei Tagen in der Festung lebten nur noch 6 oder 7 Frauen. Unter den Mördern war nachgewiesenermaßen Malloth. Im Januar/Februar 1945 kam ein Transport aus Auschwitz. Von den 400 Menschen blieben nur einige übrig. Malloth hat sie mit umgebracht. An 110 Verbrechen war er mitbeteiligt..."

Bereits 1971 hat die ČSSR die Untersuchungsergebnisse an die BRD übergeben. Ein Ermittlungsverfahren wurde eingestellt, weil für den Dortmunder Oberstaatsanwalt Schacht sowie dessen Behörde laut „Frankfurter Rundschau" der ehemalige SS-Mann „trotz umfangreicher Nachforschungen" nicht aufzufinden war. Doch Malloth, das war bekannt, lebte als BRD-Geschäftsmann in Meran, einer Stadt in Norditalien.

Die „Südtiroler Illustrierte" gibt in ihrer Ausgabe vom März 1988 eine Anfrage wieder, die der Unterstaatssekretär im italienischen Innenministerium Postal von Senator Marco Boato zu hören bekam: „Ich habe den Eindruck, daß hier Helfershelfer am Werk waren und das Gesetz der ‚omerta', der Verschwiegenheit, herrschte..."

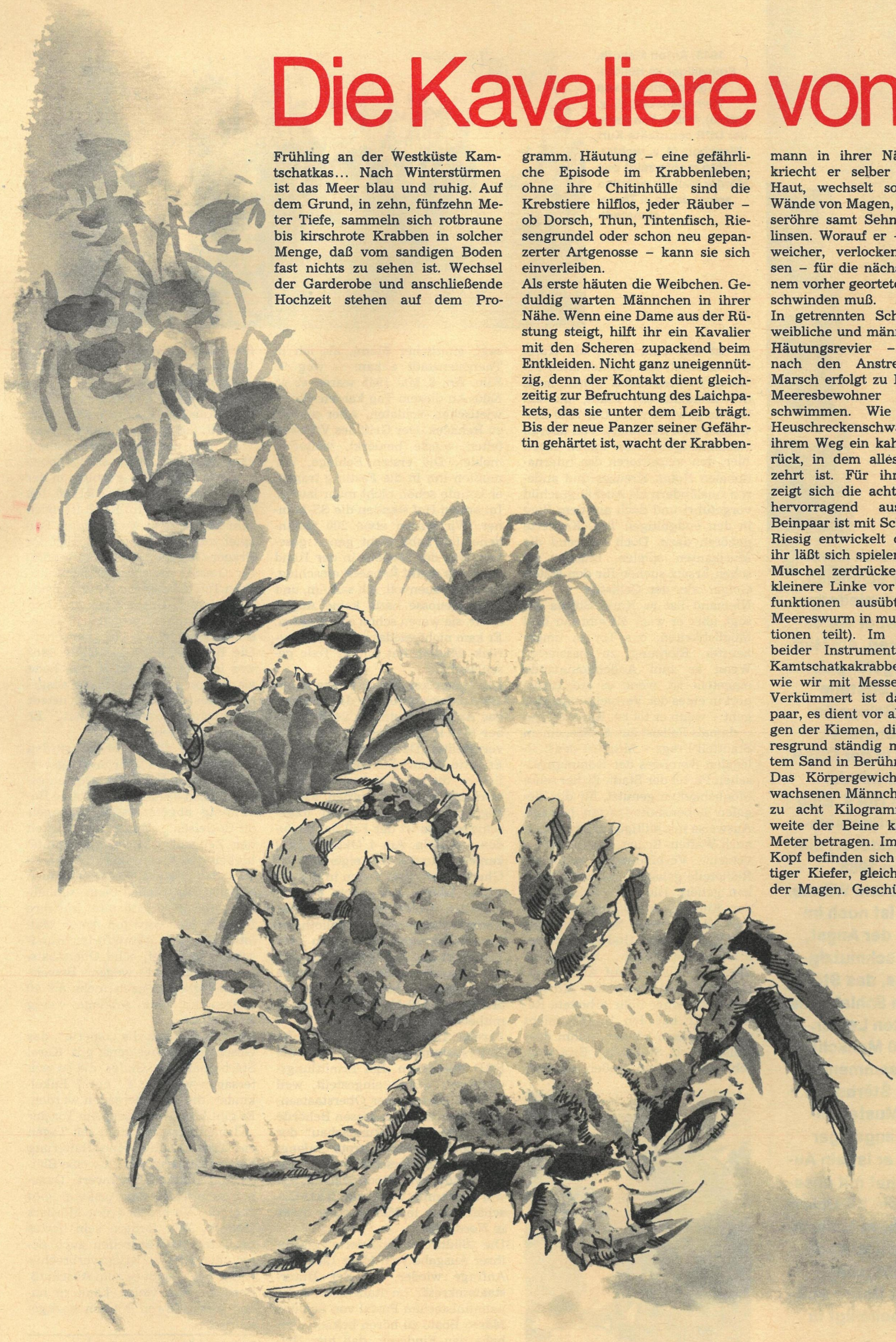
Nun ist Malloth in München. Wie sieht Karel Štěrba die Wahrscheinlichkeit, daß er vor Gericht gestellt wird, daß dem Auslieferungsersuchen seines Landes stattgegeben wird? „Ich sehe das Problem in der BRD. Weil es eben die BRD ist. Ich bin 76, aber mein Kopf ist noch sehr klar. Und so weiß ich zum Beispiel von dem ehemaligen Chef der Prager Gestapo, SS-Standartenführer Gerke. Bis zu seinem natürlichen Tod lebte er mit guter Pension in Bielefeld. Unser Klement Gottwald hat einmal gesagt ‚ein Deutscher ist nicht wie ein Deutscher'. Die BRD ist nicht die DDR. 1968 war ich bei Ihnen in Berlin, habe als Zeuge gegen Wachholz ausgesagt, der auch in Theresienstadt Verbrechen begangen hat. Er wurde verurteilt."

Bis Anfang dieses Jahres wurden in der BRD 91 481 Ermittlungsverfahren gegen NS-Verbrecher eingeleitet, doch 83 835 wurden ohne Bestrafung abgeschlossen. „Mangels an Beweisen", „Unglaubwürdigkeit der Zeugen", „Verhandlungsunfähigkeit des Angeklagten". Die meisten der Freigesprochenen haben Pensionsansprüche, denn schließlich taten sie als Beamte „nur ihre Pflicht". Was wird mit Anton Malloth? Wie die „Frankfurter Rundschau" berichtet, sehe Oberstaatsanwalt Schacht wegen Beweisschwierigkeiten nach mehr als 40 Jahren für eine Anklage wenig Aussichten.

Aber wenn auch die „omerta", das Gesetz des Schweigens, gilt. Karel Štěrba hat drei Kinder, die es weitersagen werden. Er hat 7 Enkelkinder, die es weitersagen werden. Es gibt kein Vergessen. Am Tor der „Kleinen Festung" steht seit Tagen ein Tisch. Darauf eine Halterung für den Kugelschreiber, weiße Blätter mit Steinen beschwert. Daneben eine Tafel, die Auskunft gibt über die Verbrechen des Mörders Malloth. „Wir fordern sein hartes Bestrafen und Ergreifen auch derer, die diesen Kriegsverbrecher verbargen", heißt es zum Abschluß. Besucher aus vielen Ländern haben bereits ihren Namen dazugeschrieben.

Fotos: Ulrich Burchert, Archiv Terezín

Die Kavaliere von Ka



Frühling an der Westküste Kamtschatkas... Nach Winterstürmen ist das Meer blau und ruhig. Auf dem Grund, in zehn, fünfzehn Meter Tiefe, sammeln sich rotbraune bis kirschrote Krabben in solcher Menge, daß vom sandigen Boden fast nichts zu sehen ist. Wechsel der Garderobe und anschließende Hochzeit stehen auf dem Programm. Häutung – eine gefährliche Episode im Krabbenleben; ohne ihre Chitinhülle sind die Krebstiere hilflos, jeder Räuber – ob Dorsch, Thun, Tintenfisch, Riesengrundel oder schon neu gepanzerter Artgenosse – kann sie sich einverleiben.

Als erste häuten die Weibchen. Geduldig warten Männchen in ihrer Nähe. Wenn eine Dame aus der Rüstung steigt, hilft ihr ein Kavalier mit den Scheren zupackend beim Entkleiden. Nicht ganz uneigennützig, denn der Kontakt dient gleichzeitig zur Befruchtung des Laichpakets, das sie unter dem Leib trägt. Bis der neue Panzer seiner Gefährtin gehärtet ist, wacht der Krabbenmann in ihrer Nähe. Erst dann kriecht er selber aus der alten Haut, wechselt sogar die festen Wände von Magen, Darm und Speiseröhre samt Sehnen und Augenlinsen. Worauf er – nichts als ein weicher, verlockender Fleischbissen – für die nächsten Tage in einem vorher georteten Felsspalt verschwinden muß.

In getrennten Scharen verlassen weibliche und männliche Tiere das Häutungsrevier – ausgehungert nach den Anstrengungen. Der Marsch erfolgt zu Fuß; denn diese Meeresbewohner können nicht schwimmen. Wie hinter einem Heuschreckenschwarm bleibt auf ihrem Weg ein kahler Streifen zurück, in dem alles Freßbare verzehrt ist. Für ihre Lebensweise zeigt sich die achtbeinige Krabbe hervorragend ausgerüstet: Ein Beinpaar ist mit Scheren versehen. Riesig entwickelt die Rechte, mit ihr läßt sich spielend eine massive Muschel zerdrücken; während die kleinere Linke vor allem Schneidfunktionen ausübt (etwa einen Meereswurm in mundgerechte Portionen teilt). Im Zusammenspiel beider Instrumente hantiert die Kamtschatkakrabbe so geschickt wie wir mit Messer und Gabel... Verkümmert ist das fünfte Beinpaar, es dient vor allem zum Reinigen der Kiemen, die auf dem Meeresgrund ständig mit aufgewirbeltem Sand in Berührung kommen.

Das Körpergewicht eines ausgewachsenen Männchens erreicht bis zu acht Kilogramm, die Spannweite der Beine kann anderthalb Meter betragen. Im relativ kleinen Kopf befinden sich drei Paar kräftiger Kiefer, gleich dahinter liegt der Magen. Geschützt durch starr

mtschatka

Weltweit steigende Nachfrage nach Delikatessen drohte den Bestand der Kamtschatkakrabben zu erschöpfen. Sowjetische Ernährungswirtschaftler sorgten für Wiedervermehrung und schufen ein Beispiel ökologisch überwachter Nutzung wertvoller Gaben der Natur.

aufragende Stacheln, schlägt das Krabbenherz im Hinterteil des Rumpfes. Seh- und Riechvermögen sind gut ausgebildet, die Geruchszellen haben ihren Sitz auf dem kurzen, muskulösen Schwanz und der Oberhaut der Beine. Kamtschatkakrabben gelten als ausdauernde Läufer, in 24 Stunden legen sie bis zu 15 Kilometer zurück.

Ein Jahr nach der Häutung steigen die Krabbenmütter mit der Last der angeschwollenen Laichkörner ins Flachwasser auf. Männchen leisten auch dabei Hilfestellung; es wurde beobachtet, wie ein Kavalier seine(?) Dame über Steine und Geröll hangaufwärts trug! Unter den wärmenden Sonnenstrahlen findet die Laichreife ihren Abschluß. Im dichten Dschungel aus Algen und Seegras werden die aufplatzenden „Eier" abgesetzt; aus jedem Kügelchen schlüpft eine insektenähnliche Larve, die eigentlich nur aus Kiefern und Verdauungsapparat besteht und schwimmend Jagd macht auf alles, was sich überwältigen läßt. Allmählich wachsen ihr die Beine, nach knapp drei Monaten erfolgt die erste Häutung, es entsteht eine Jungkrabbe mit zwei Millimeter starker Hülle. Dennoch sind die Chancen zum Überleben schwach. Nur aus vier von je zehntausend geschlüpften Larven (bei 20 000 bis 300 000 „Geschwistern" pro Laichpaket) wird ein fortpflanzungsfähiges Elterntier.

Der industrielle Fang begann vor fünfzig Jahren, die ersten Dosen mit dem delikaten, biologisch wertvollen Krabbenfleisch erschienen in den Feinkostläden. Rigorose Übersteigerung der Ausbeute führte dazu, daß ab 1960 der Ertrag besorgniserregend absank. Experten forderten eine Fangruhe von annähernd zwei Jahrzehnten. Doch zum Glück ging die Erholung der Bestände wesentlich schneller vonstatten.

Unter Überwachung der an fernöstlichen Küsten der Sowjetunion stationierten Meeresbiologen wurde der Fang wieder aufgenommen, nicht mehr mit Netzen, sondern nur noch in beköderten Spezialfallen, aus denen die Tiere exakt sortiert werden. Ausschließlich erwachsene Männchen treten den Weg zur Verarbeitung an, untermaßige Exemplare sowie grundsätzlich alle Weibchen kehren ins Meer zurück. Etwa im Rhythmus von vier Jahren wird eine teilweise Beschränkung der Fänge verordnet – mit dem Ergebnis, daß heute mehr Kamtschatkakrabben als Jahrzehnte zuvor die Gewässer des Ochotskischen Meeres, Ostkamtschatkas, Südsachalins und der Kurilen bevölkern. Studien zur künstlichen Aufzucht von Larven, die man über das kritische Kindheitsalter bringen will, um sie als einigermaßen wehrhafte Jungkrabben ins Freileben zu entlassen, wekken Gaumenträume bei den Feinschmeckern aller Länder…

Johannes Rana (Text),
W. Fjodorow
(wissensch. Information),
Reiner Zieger (Zeichnung)

FREIE WELT -Serie 1

Professor Dr. Jewgeni Tschasow, Minister für Gesundheitswesen der UdSSR und international bekannter Herzspezialist, war viele Jahre Kopräsident der Vereinigung „Internationale Ärzte für die Verhütung des Nuklearkrieges". In unserer Beitragsfolge erinnert er sich an den schweren Anfang einer Bewegung, die schließlich Einfluß auf die Weltpolitik nahm und im Jahre 1985 den Friedensnobelpreis erhielt.

Uns drei sowjetischen und drei amerikanischen Ärzten, die sich im Oktober 1980 in Genf trafen, lag der Gedanke fern, daß diese Begegnung den Grundstein für eine Bewegung legen könnte, die im Kampf gegen das atomare Wettrüsten keine geringe Rolle spielen sollte. Wir hatten uns lediglich getroffen, um eine praktische Frage zu besprechen (Ärzte sind immer Pragmatiker): Ob wir irgend etwas für die Verhütung eines thermonuklearen Krieges, der das Leben auf der Erde bedroht, tun könnten?

Die Situation war alarmierend. 1977 war eine Expertengruppe der Amerikanischen Akademie der Wissenschaften in einem Vortrag mit der Behauptung aufgetreten, daß die Menschheit einen Nuklearkrieg überleben könne, dieser im Prinzip ein gewöhnlicher Krieg sei, nur mit größeren Ausmaßen der Zerstörungen und einer höheren Zahl von Menschenopfern. Solche Erklärungen vor dem Hintergrund der sich Ende der siebziger Jahre verschärfenden Konfrontation zwischen der UdSSR und den USA rief in den progressiven und gut informierten Wissenschaftlerkreisen und bei Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der USA Beunruhigung hervor.

Ein Brief aus Boston

Mit die ersten, die in den USA gegen das atomare Wettrüsten auftraten, waren Ärzte, vor allen Dingen Wissenschaftler und Mediziner der Harvard-Universität und des Massachusetts-Hospitals. Im Herbst 1979 erhielt ich einen Brief von Professor Bernard Lown aus Boston, einem hervorragenden Kardiologen der USA. Wir kannten uns bereits längere Zeit durch gemeinsame Forschungen und waren miteinander befreundet. Zum ersten Mal hatten wir uns 1966 auf dem internationalen Kardiologenkongreß in Delhi getroffen. In der Folgezeit brachte uns die Arbeit zum Problem des plötzlichen Herztodes zusammen, die im Rahmen der sowjetisch-amerikanischen Vereinbarung auf dem Gebiet der Medizin geleistet wurde. Offenbar war uns etwas gemeinsam, da unsere Forschungen recht schnell zu einer Freundschaft zwischen zwei Wissenschaftlern führte, einer Freundschaft, die nicht durch Staatsgrenzen und auch nicht durch die unterschiedlichen nationalen und politischen Ansichten beider Länder getrennt wurde. Wir begegneten uns oft in der UdSSR und in den USA, erörterten unsere medizinischen Fragen, stritten miteinander... Politische Probleme aber, die Probleme von Krieg und Frieden, waren dabei nie berührt worden.

In den letzten sechs Jahren nun habe ich sowohl über Lown als auch über mich so manches zu lesen bekommen. „Die Gelder Moskaus", „Betrogene naive amerikanische Ärzte und Wissenschaftler", „Aktion des KGB" – solcherart Bezeichnungen waren in einigen westlichen Zeitungen immer wieder zu finden. „Readers Digest" behauptete allen Ernstes, daß ich General des KGB sei und in der Ärztebewegung die Aufgaben dieser Organisation wahrnehme. 1985 überreichte man mir in Schweden eine Zeitschrift, in der ein sowjetischer Plan, die WHO den Interessen Moskaus unterzuordnen, ernsthaft erörtert wurde, wobei mir, dem Mitglied des ZK der KPdSU, die Rolle eines Organisators zugeschrieben wurde. Angespielt wurde auch auf ein besonderes Interesse bezüglich der Kontrolle und Verbreitung von AIDS. Diese folgende Episode ist mir noch gegenwärtig. Eine Gruppe „uns besonders geneigter" Personen, die uns in Oslo empfing, trug ein Transparent mit der Aufschrift: „Nieder mit Tschasow – dem Verbreiter von AIDS in Europa!"

Eine westdeutsche medizinische Zeitung schrieb, daß, da Lown auf dem Gebiet des heutigen Sowjetlitauens geboren wurde, er außerdem an einem der internationalen Jugendfestivals teilgenommen hatte und gegen den Vietnamkrieg aufgetreten war, er zweifellos mit Moskau im Bunde sei und eine entsprechende Politik vertreten mußte. Es wurde daran erinnert, daß Lown die progressive und einflußreiche Organisation der amerikanischen Mediziner „Ärzte für die soziale Verantwortung" gegründet hatte. Davon ausgehend, wurde behauptet, daß er einer der „linkesten" unter den amerikanischen Ärzten sei.

Mich hat niemals jemand in der UdSSR und auch nicht in den USA nach den politischen Ansichten Lowns gefragt. Würde man das tun, wäre ich im ersten Augenblick in Verlegenheit, denn ich wüßte nicht, was ich antworten sollte. Hat doch Lown keinen Anschluß an irgendeine politische Gruppierung! Am ehesten sähe meine Antwort wohl folgendermaßen aus: Er ist ein ehrlicher Mensch, der fremden Schmerz mitempfindet. Ein Mensch, der für andere lebt und arbeitet. Aufrichtigkeit und Reinheit seiner Vorhaben und Ideen – das ist charakteristisch für ihn.

Begegnungen und Eindrücke

Ich habe im Westen nicht wenige solcher Menschen getroffen. Zu ihnen gehören die Staatsmänner Salvador Allende und Olof Palme...

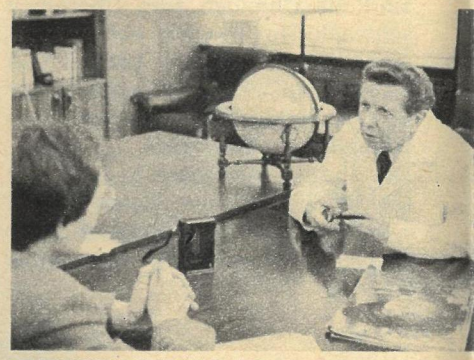
Mehrfach hatte ich Gelegenheit, mit dem schwedischen Ministerpräsidenten zusammenzutreffen. Doch ins Gedächtnis eingegraben hat sich mir die letzte Begegnung mit Olof Palme, nicht lange vor seiner Ermordung. Das war in der Zeit der Verleihung des Nobelfriedenspreises an unsere internationale Ärztevereinigung im Dezember 1985. Die Lage war für mich und Lown sehr angespannt, da einige westliche Massenmedien, verschiedene Gruppen antisowjetischer Organisationen mit Billigung der Führer der Christlich Demokratischen Union aus der BRD und einer Reihe von Kongreßvertretern der USA eine Kampagne mit dem Ziel entfacht hatten, unsere Bewegung zu zerstören. Der schwedische Premier jedoch lud uns nach Stockholm ein und organisierte in seiner Residenz uns zu Ehren ein Essen. Das war wie eine Herausforderung an die Führer einiger westlicher Staaten.

Als wir abends im Dunkeln in der kleinen Siedlung außerhalb der Stadt das Haus des Premierministers gefunden hatten, wunderten wir uns, daß wir rund um das Grundstück keine Sicherheitsleute sahen und, ohne aufgehalten zu werden, in die unverschlossene Tür eintreten konnten. Auf unsere erstaunten Fragen antwortete Palme mit einem Scherz. Er dachte nicht an seine Sicherheit und konnte sich nicht vorstellen, daß seine Ideen und sein Wirken bei jemandem tödlichen Haß hervorrufen könnten.

Uns beeindruckte nicht nur die Einfachheit und Menschlichkeit Palmes, sondern auch eine bestimmte, mit Worten schwer wiederzugebende Reinheit seiner Gedanken und Pläne, in deren Mittelpunkt Wohlergehen und Frieden für die Menschen standen. Ich weiß noch, wie mich seine Worte überraschten, daß ein Volk, das der Welt Puschkin, den er sehr liebte, geschenkt hat, kein schlechtes Volk sein könne. Und zur Vollendung deklamierte er in reinem Russisch Verse unseres Dichters.

Zu solchen aufrechten Menschen gehört auch Bernard Lown. Er schrieb mir lange vor diesen Ereignissen einen Brief: „Es besteht die echte Wahrscheinlichkeit für den Einsatz der Nuklearwaffe noch vor Ende dieses Jahrhunderts. Weder Ihre noch unsere Gesellschaft wird diese thermonukleare Katastrophe überstehen. Leider hüllen sich die medizinischen Kreise bis jetzt in Schweigen. Sollte wirklich unter den Menschen unserer Profession soziales Verantwortungsbewußtsein erst dann aufkommen, wenn die Zahl der Opfer steigt? Ich denke, daß die Mediziner über außerordentliche Fähigkeiten verfügen, Einfluß auf die Gesellschaft zu nehmen. Schweigen ist eine moralische Bankrotterklärung."

Lown wußte ausgezeichnet, daß die Ärzte besonders im Westen globalen Problemen, die keine medizinischen Fragen berühren, sehr fernstehen. Kraft ihres Berufes, der sich auf die historisch gewachsenen Dogmen des Heilens und der Einstellung zur Gesellschaft stützt, sind diese Mediziner in den meisten Fällen konservativ. Sie sind in die augenblicklichen Probleme der konkreten Arbeit, der konkreten Fachrichtung vertieft; die Interessen der Menschheit an sich scheinen ihnen auf den ersten Blick abstrakt, scholastisch, lebensfern zu sein. Ande-



FREIE WELT 1985 bei Tschasow

Professor Bernard Lown, der amerikanisch

Kostbare freie Stunden im Wald mit Freunden (Tschasow: Bildmitte).

Eine Annonce gegen den Krieg

Kopräsident der internationalen Ärztevereinigung, in seiner Bostoner Klinik.

rerseits bilden die Ärzte eine der aufrichtigsten humanistischen, dem Menschen ergebenen gesellschaftlichen Gruppen. Eben auf diesen Charakterzug des ärztlichen Milieus rechnete Lown. Doch wie sollte man Tausende, Zehntausende Ärzte in der ganzen Welt für den Kampf gegen die nukleare Pest mobilisieren?

Ich schlug vor, daß wir uns treffen sollten, um das Problem unserer Tätigkeit zu beraten, ein gemeinsames Arbeitsprogramm zu entwerfen. Schneller als unsere Pläne jedoch waren die Ereignisse selbst.

Die „Hand Moskaus"

Die Besorgnis amerikanischer Wissenschaftler und Ärzte über die politische Situation, wie sie sich Anfang 1980 im Zusammenhang mit der zunehmenden Konfrontation zwischen der UdSSR und den USA gebildet hatte, und über die Gefahr einer nuklearen Katastrophe war so stark, daß sie im Frühling 1980 im Cambridge (USA) ein spezielles Symposium einberiefen, auf dem erstmalig die möglichen Folgen eines Nuklearkrieges erörtert wurden. An der Arbeit dieses Symposiums nahmen über 600 Spezialisten medizinischer Fachrichtungen teil. Sie verabschiedeten eine Erklärung unter dem Titel „Gefahr Nuklearkrieg". In ihr war der Aufruf enthalten, „das Vorhandensein einer Gefahr, die allein mit der Existenz der immensen nuklearen Arsenale der beiden Länder zusammenhängt, anzuerkennen und zu beginnen, sie zu liquidieren".

Die Erklärung war an den Präsidenten der USA, Carter, und an den Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, Breshnew, gerichtet. In den USA fand sich nicht eine einzige Zeitung, die diese Erklärung veröffentlicht hätte. Die Symposiumsteilnehmer brachten sie mit ihrem eigenen Geld in Form einer zu bezahlenden Annonce in der „New York Times" unter.

Vielleicht wäre es nicht nötig gewesen, auf diese erste Ärztekonferenz in den USA einzugehen, wenn es nicht die Behauptungen gäbe, daß die internationale Ärztebewegung, die für die Verhütung eines Nuklearkrieges eintritt, von „Moskau inspiriert" sei. Oft meint man im Westen „die Hand Moskaus" zu erkennen, wenn irgendwer, und sei er selbst von progressiven oder „linken" Ansichten weit entfernt, Ideen und Gedanken äußert, die den Interessen bestimmter Kreise zuwiderlaufen.

Im Sommer 1980 kam Lown nur zu dem Zweck nach Moskau, um sich mit mir zu treffen und organisatorische Probleme zu erörtern.

Später fragte ich meine amerikanischen Kollegen, wieso sie sich ausgerechnet an mich gewandt hätten. Alle zuckten die Schultern und meinten, das sei selbstverständlich gewesen. Eine gewisse Rolle spielte dabei meine persönliche Freundschaft mit Lown. Und auch, daß man mich im Ausland als Wissenschaftler kannte. Nicht wenig hatte nach Meinung der amerikanischen Kollegen dazu beigetragen, daß ich als Arzt Breshnew während seines Besuches in den USA 1973 begleitet hatte.

Amerikanische Kollegen versuchten nun, den persönlichen Arzt des Präsidenten Reagan für die Mitarbeit zu gewinnen, doch hatten sie damit keinen Erfolg.

Unsere langen Gespräche mit Bernard Lown, oftmals nicht ohne Schärfe, immer voller Hoffnungen, aber auch nicht frei von Zweifeln, führten zur Übereinkunft, auf neutralem Boden ein Treffen einer kleinen Gruppe sowjetischer und amerikanischer Ärzte zu organisieren. In Genf, im Oktober 1980, sollten die Perspektiven beraten und vielleicht, im Falle des beiderseitigen Einverständnisses, der gemeinsame Kampf gegen das atomare Wettrüsten, für das Verbot der Kernwaffen aufgenommen werden.

Lesen Sie im nächsten Heft:

Schwere Stunden im Napoleonsaal

Fotos: Schäfer, Billeb, privat, Aus „Nauka i Shisn", gekürzt. Deutsch: Gertraud Ettrich

5

VOROLYMPISCHE SCHLAGLICHTER. Das ist die Namensgebung für eine Serie, in der FREIE WELT Großtaten beschreibt, die in letzter Zeit in einigen Sportarten vollbracht worden sind und für den olympischen Herbst '88 besondere Erwartungen geweckt haben. Denn vom 17. September bis zum 2. Oktober steigen in Sòul die XXIV. Olympischen Sommerspiele.
HEUTE: OLYMPISCH SCHNELLFEUER

Jeder Schuß mittendrein

Daß Ralf Schumanns schier unglaubliche, weil für alle Zukunft unüberbietbare Leistung nicht in die Weltrekordstatistik eingeht, ist weiter kein Beinbruch. Er steht auch ohne sie als derzeit treffsicherster Schnellfeuer-Pistolenschütze an der Spitze. Im Verlauf seiner neun Weltcupsiege in Folge schoß er 1987 in München und Suhl beide Male einschließlich Finale 697 von 700 möglichen Ringen, und das ist bis zur Stunde das Beste vom Besten.

In Wrocław allerdings ist ihm kürzlich der „700er" gelungen. Oder genauer gesagt, er schoß in der ersten wie zweiten Halbserie jeweils das Maximum von 300 (30 × 10), im Finale dann noch einmal das Optimum von 100 Ringen (10 × 10). Also hat er von Anfang bis Ende immer wieder den Mittelpunkt der Scheibe getroffen, der sich in Form eines ovalen Oktavhefts 25 m von ihm entfernt aufbaut!

Da zwischen beiden Halbserien stets eine Nacht vergeht, hat so manche „Schlaflosigkeit" am entscheidenden Tag nicht selten zu Einbrüchen geführt. Nicht bei Ralf Schumann, der summa summarum vierzehnmal in Folge und bei den sechs „Stakkato"-Auftritten binnen zweieinhalb Sekunden fünf Scheiben genau in deren Mitte traf – in 80 Sekunden 70mal die Zehn! Worauf Trainer Peter Eisenschmidt eine Flasche Sekt spendierte: „Das war mir die Sache schon wert."

Aber da vom Weltverband nur Rekorde anerkannt werden, die bei Olympia, internationalen Meisterschaften oder beim Weltcup aufgestellt wurden, wird die „Krönung von Wroclaw" wenigstens als DDR-Rekord nicht unter den Teppich gekehrt. „Ich freue mich über den ‚700er' natürlich sehr. Gleichwohl wäre es mir lieber, ich hätte ihn auf die Stunden der olympischen Entscheidung vertagen können", verhehlte Ralf Schumann nicht.

In seiner Geburtsstadt Meißen wollte der 26jährige Wahl-Leipziger einmal Gewehrschütze werden, „aber weil ich zu klein war, wollte man mich nicht haben". Daraufhin griff er zur Luftpistole, „und damit traf ich auch am besten". Wer nun etwa glaubt, der Schnellfeuer-Pistolenschütze mit dem reinsten Zielwasser der Welt könne mit dem Luftgewehr eine Schießbude auf dem Jahrmarkt abräumen, der irrt. „Ich versuche das gar nicht erst. Trotz größter Mühe trifft man nicht, und das macht doch keine Freude." Indes lächelt der wie ein Teenager aussehende Familienvater zuweilen über Hollywoods Westernhelden – wenn die ihre Pistole um den Zeigefinger wickeln und sie blitzartig wieder ins Halfter stecken, „ohne daß sich der Abzug rührt..."

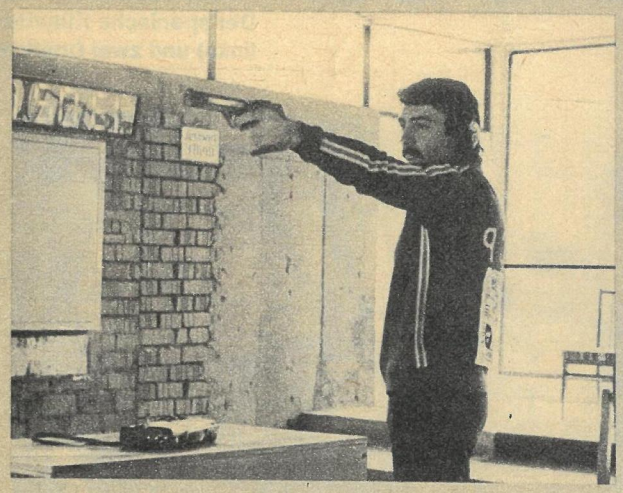
Harald Vollmer, Weltmeister, dreimaliger olympischer Medaillengewinner Freie Pistole.

„Ich denke, daß Ralf Schumann mit seinem Superergebnis von Wrocław realistisch umgehen kann. Er weiß um die hervorragende Ausgangsposition für Olympia, die allerdings – und das weiß er auch – noch längst kein Freibrief ist. Ich betone dies besonders, weil jüngere Schützen – das hat es auch zu meiner Zeit immer wieder gegeben – oftmals dem Erwartungsdruck nach einer vorangegangenen großen Leistung im entscheidenden Moment nicht gewachsen waren. Eine außergewöhnliche Ringzahl bei einem offiziellen Wettkampf steht unweigerlich auch in Verbindung mit der Favoritenbürde. Ralf Schumann kennt das, es wird ihn jedoch zuallererst motivieren. Er lebt für seinen Sport, und ein wenig erkenne ich in ihm mein eigenes Denken und Handeln, als ich noch aktiv war. In Sòul (wo ich Kampfrichter bin) steht die ‚700' kaum zur Debatte."

Fünf Schüsse in zweieinhalb Sekunden

Auf Seitenrichtung 5 Scheiben (45 × 75 cm) mit Ringeinteilung. 25 m vom Schützen entfernt und sich erst auf dessen Kommando um 90 Grad in Schußrichtung drehend. Zwei Wettkampftage zu je zwei Halbserien à 30 Schuß: Je zweimal 5 Schuß in 8 s, 6 s und 4 s, im Finale der besten vier zweimal 5 Schuß in 4 s, wobei nach jeweils dieser Zeit die Scheiben automatisch wieder zurückklappen. Ralf Schumann (links): „Wenn die Scheiben ‚kommen', brauche ich anderthalb Sekunden für Armheben und Visierung, also bleiben noch zweieinhalb für die fünf Schüsse." Schumann traf summa summarum 60mal ohne Finale und 70mal mit Finale mittendrein – in die 128,5 cm² große „10"! Mit einer Schnellfeuerpistole Walther OSP Match, Kaliber 22 (5,6 mm). Sie muß in einen Meßkasten 50 × 15 × 30 cm passen und darf 1260 Gramm Gewicht nicht überschreiten. Eine orthopädische Schäftigung ist gestattet, der Abzugswiderstand steht frei (gewöhnlich 100 bis 200 g), offenes Visier ist Pflicht.

Der Weltmeister von Suhl '86: Adam Kaczmarek (Polen/rechts). Er kam damals (Finale inklusive) auf 696 Punkte und siegte klar vor seinem Landsmann Andrzej Macur (693) und Ralf Schumann (692).



Ist Schumann der offizielle „Weltrekordler mit Finale" (beim Weltcup '87 in München und Suhl 697), ist Igor Pusyrjow (UdSSR/links) der „Weltrekordler ohne Finale" (bei der EM 1981 in Titograd 599 von 600 möglichen Ringen).

Splitter

● Zweimal Olympiasieger, und das in Folge, wurden bisher der Ungar Karoly Takacs (1948/1952) und der Pole Jozef Zapedzki (1968/1972). Takacs, der bei einem Manöver den rechten Arm verloren hatte, schoß mit dem linken Arm.

● Ein sogenanntes Langloch entsteht, wenn auf eine bereits wieder zurückklappende Scheibe geschossen wird. Um als Treffer zu gelten, darf es nicht länger als 7 mm sein.

● Um jedwede Ähnlichkeit mit einem menschlichen Körper auszuschließen, gibt es seit Januar '85 keine Silhouettenscheiben mehr. Die gegenwärtigen Scheiben werden ab 1. 1. 89 durch kreisrunde ersetzt, wobei die Fläche der „10" nur noch 61 Prozent der bisherigen mißt (78,5 cm²). Dann wird es (Schumannsche) Maxima vorerst kaum mehr geben.

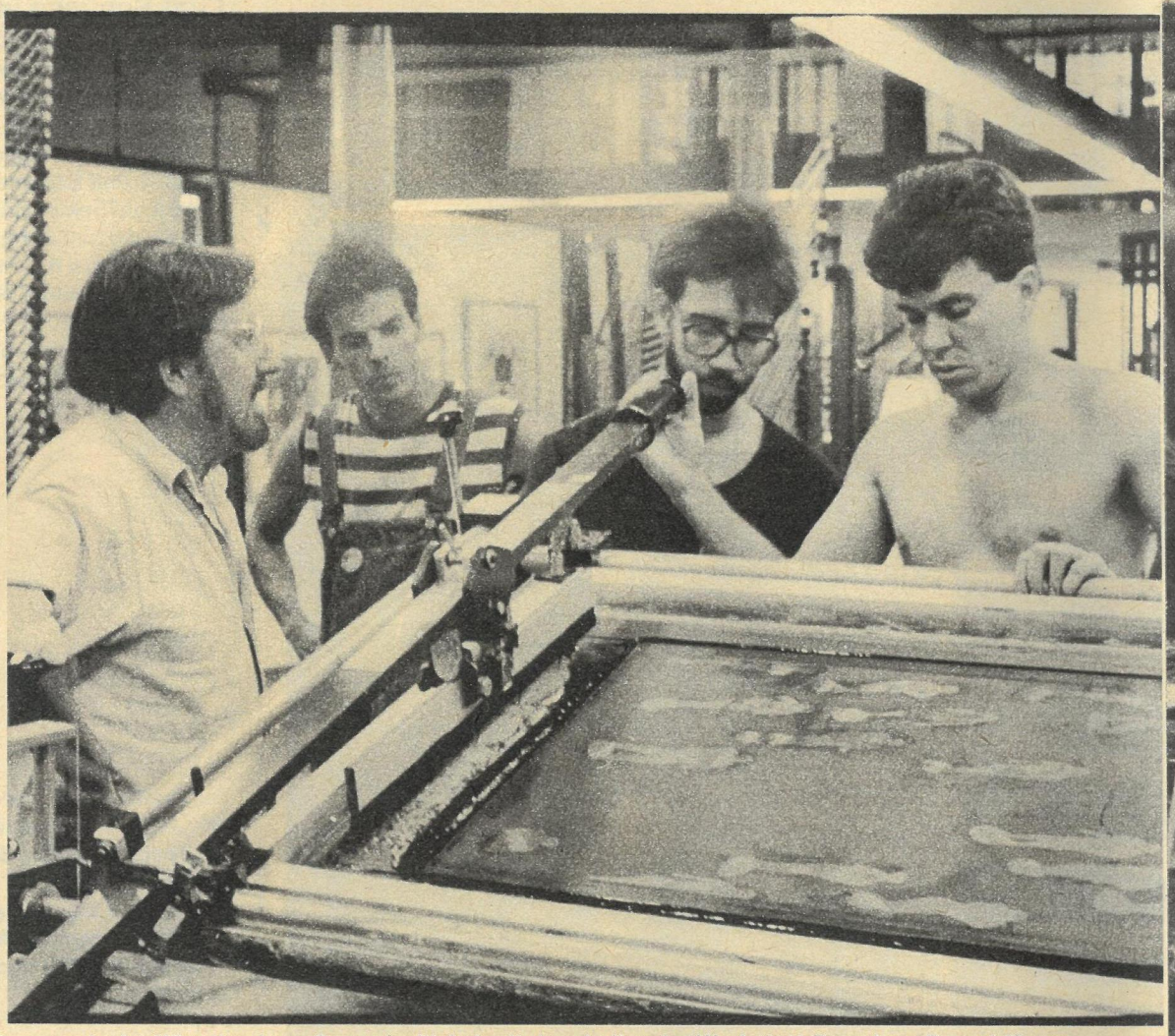
● Die Disziplin Olympisch Schnellfeuer entwickelte sich aus dem Duellschießen des 18. und 19. Jahrhunderts. Es begann damit, daß die Kontrahenten aufeinander schossen: Mit Kugeln aus Wachs, Talg oder ähnlichem Material, und die Schützen trugen Handschützer, lange schwarze Mäntel und eine Fechtmaske vorm Gesicht.

● In einem schier endlosen Stechen traf der 1936er Olympiasieger van Oyen binnen drei Sekunden alle sechs Scheiben (damals noch ohne Ringeinteilung). Beim Stechen um die Plätze 3 und 6 traf der Schwede Ullmann in vorgeschriebenen 2 Sekunden viermal.

● Während des Wettkampfes gibt es gerechtfertigte Defekte (Schlagbolzenbruch, im Patronenlager verklemmte Hülse, „taube" Patrone usw.) und ungerechtfertigte Defekte (nur 4 Patronen, fehlerhaftes Einsetzen des Magazins usw.). Auf dieser Grundlage werden Wiederholungen gestattet oder Fehler angekreidet.

Fotos: Christoph Höhne, Reinhard Butzek, Hartmut Moheit, Thomas Härtrich. Text: Hartmut Moheit. Redaktion: Hans Richard Vollbrecht.

calle Cuba Nr. 513



Der spanische Künstler Juan Genovés (links) mit dem Leiter der Werkstatt Francisco Bernal (2. von links) und zwei Druckern

Diego Pombo, Kolumbien

Nelson Villalobo, Kuba

Siebdruck ist eine einfache Sache. Leicht zu machen, schnell, billig, massenhaft zu vervielfältigen. So man weiter keine Ambitionen hegt. Die Kubaner guckten sich das moderne Verfahren in den zwanziger Jahren von den USA ab und wußten es zu nutzen: für kommerzielle Werbung und politische Propaganda. Kleine Druckereien konnten Plakate in großen Stückzahlen liefern, an Aufträgen mangelte es nicht. Für die Kunst aber war der Siebdruck noch lange nicht entdeckt. Wo Verständnis und Bedarf für Kunst nicht geweckt sind, wo kaum des Künstlers einzelnes Werk gefragt ist und er manchmal nur mit knapper Not sein Brot verdient – was muß da Grafik in hohen Auflagen gedruckt werden? Auch nach der kubanischen Revolution nahm der Siebdruck vor allem mit seinen praktischen Vorzügen für sich ein. Die Plakate waren

Osvaldo Guayasamin, Ekuador

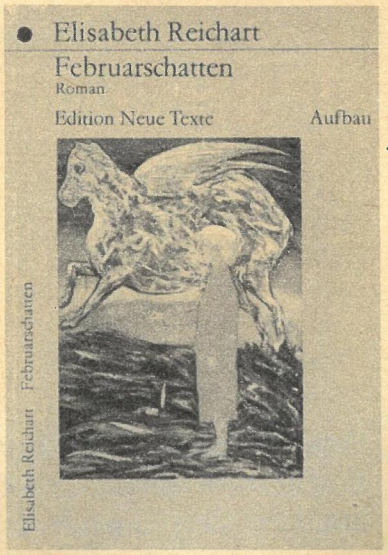
Eine ehemalige kleine Buchdruckerei in Havannas Altstadt hat sich zu einer renommierten Adresse für Siebdrucker aus aller Welt gemausert. Grafik von sechzig Künstlern aus fünfzehn Ländern, die in dieser Werkstatt des Kubanischen Kulturfonds – benannt nach dem Altmeister kubanischer Malerei René Portocarrero – gearbeitet haben, stellte dieser Tage die Berliner Galerie Unter den Linden vor.

Betty Pinzón, Kolumbien

anderen Inhalts jetzt, Kampagnen für Alphabetisierung, Gesundheitsschutz, Sparsamkeit, Kultur und Sport erheischten Aufmerksamkeit und Engagement. Engagiert waren da schon einfallsreiche Künstler, die vorbildlich und anspruchsvoll gestaltete Plakate schufen.
Auffälligkeit durch grob nebeneinandergesetzte kräftige Farbflächen schien die Natur des Siebdrucks zu sein; daß mit Fingerspitzengefühl und Delikatesse raffinierte Bilder und feine Nuancen zu erzielen sind, mußten bildende Künstler erst in Experimenten entdecken. Nach preiswerter guter Grafik wird jetzt viel gefragt in Kuba. Seit fünf Jahren ist die Werkstatt des Kubanischen Kulturfonds in Havannas calle Cuba 513 eine Adresse für leidenschaftliche Siebdrucker aus aller Welt, besonders aus den Ländern Lateinamerikas. Zwei internationale Siebdruckertreffen haben von sich reden gemacht, und es spricht sich herum, daß man hier mit Druckern arbeitet, die ihr Handwerk verstehen, sich für jedes Experiment begeistern und fast nichts für unmöglich halten, daß die Atmosphäre anregend ist und das Publikum gut. Ganz junge Künstler und Handwerker sind es vor allem, die zur von Aldo Menéndez gegründeten Werkstatt gehören, ihr Leiter Francisco Bernal ist gerade neunundzwanzig. Und leicht kann man sich Kubaner als temperamentvolle Kunstliebhaber und Kunstkritiker denken. Die Galerie des Hauses mit ihrem internationalen Editionsprogramm erlebt das täglich. Künstler und Publikum haben davon Vergnügen und Genuß. Siebdruck ist eine feine Sache.

Constanze Treuber

Foto: Dr. Gerhard Haupt
Reproduktionen: Staatlicher Kunsthandel der DDR



Ein bemerkenswerter Versuch

„Februarschatten" nennt die Wiener Autorin Elisabeth Reichart ihr erstes Buch. Ein poetischer Titel. Er assoziiert kalte Stille. Alleinsein. Gefährdung. Tod. Ein Titel, hinter dem sich eine literarisch subtile Gestaltung schrecklicher Geschehnisse verbirgt…

In der Nacht zum 2. Februar 1945 metzeln Bewohner eines oberösterreichischen Dorfes über fünfhundert sowjetische kriegsgefangene Offiziere nieder. Geflüchtet aus dem nahegelegenen Konzentrationslager Mauthausen werden sie gejagt, mit Mistgabeln getötet. Von aufgeputschten Dörflern aus dem Mühlenviertel. Ein authentisches Geschehnis.

Hilde, eine Mutter um die Fünfzig, hat es gesehen, damals ein Kind fast noch. Hat gesehen, wie der eigene Bruder, der einen verwundeten Russen versteckte, gehängt wurde. Jahrelang hat sie das Grauen dieser Februarnacht, was ihr vorausging und was ihr folgte, verdrängt. Nun, als die erwachsene Tochter nach den Hintergründen des Unmenschlichen fragt, kehren die Schatten zurück.

Elisabeth Reichart, 1953 geboren, jung wie die Tochtergestalt des Romans, in vielem identisch mit ihr, wuchs im Mühlenviertel auf. Von dem Verbrechen erfuhr sie erst sehr spät. Die Großmutter hat ihr davon erzählt. Dann hat sie Dokumente und Zeugnisse gesehen. Damals, als sie drei Semester lang Schulklassen durch das ehemalige Konzentrationslager führte – einer der Jobs, mit dem sie sich das Germanistik- und Geschichtsstudium finanzierte. 122 000 Gefangene aus 20 Nationen wurden in Mauthausen zwischen 1938 und 1945 ermordet.

Das Wissen um diese Ereignisse läßt Elisabeth Reichart nicht mehr los. Bohrend ihre Fragen nach den Gründen von Verrat und Mord und danach, wie die Dabeigewesenen mit der Schuld weiterleben können. 1984 erscheint ihr Buch „Februarschatten", innerhalb der jungen österreichischen Schriftstellergeneration ein bemerkenswerter Versuch, sich mit dem Faschismus und seinen Wurzeln auseinanderzusetzen.

Ein Roman, der langsam das Gesicht der Täter enthüllt, rekapituliert, warum das Schreckliche geschehen konnte. Tatsächliches und Erfundenes halten sich in poetischer Schwebe. In Arbeitslosigkeit, Alkoholismus, Feigheit, Rassendünkel, in der Angst vor dem eigenen Tod sieht die Autorin soziale und psychologische Ursachen, die einer faschistoiden Entwicklung entgegenkommen. Doch sie sieht genau hin. Als der Nazi-Ortsgruppenführer Pesendorfer die Bewohner des Hauses auffordert, den russischen Verwundeten zu zertreten, den Hildes Bruder versteckt hielt – da rührt keiner den Fuß. Sicher. Auch keiner den Fuß gegen Pesendorfers Stiefel. Dumpfe Resignation. Auch – erstes Abrücken der Schuldiggewordenen vor neuer Schuld. Die Autorin läßt eine Ahnung aufglimmen von der möglichen guten Kraft der Schwachen. Der Nazi muß sein grausiges Geschäft allein besorgen. „Deutschlandverräter!" schreit er den Nachbarn nach.

Und Elisabeth Reichart beschreibt auch dies: den verdrängten Rest unbewältigter Vergangenheitsschuld in der Gegenwart. Die verschlossenen Blicke, das Tuscheln der Küchenfrauen, als sie Hilde nach Jahrzehnten wiedersehen, die Schwester des Gehängten, die daran erinnert, was alle vergessen wollen. Da fehlt noch immer Mitleid, Verständnis für die Opfer…

Hilde selbst, die zu sprechen, sich von ihrer drückenden Last zu lösen versucht, sagt nur Halbes. Stockt, bricht ab, zögert. Uneinsichtigkeit schwingt mit. Die Entfremdung zwischen ihr und der Tochter, zwischen den Generationen dauert an. Die Jungen sehen, urteilen gründlicher, unnachgiebiger.

In kurzen, knappen Sätzen schreibt die Autorin ihre Bestandsaufnahme nieder. Viele Sätze werden gleichsam herausgestoßen, sprengen fast den Inhalt, den sie tragen, formen sich zu kargen, unauslöschlichen Bildern von ereigniträchtiger Gedrängtheit. Viel Unausgesprochenes zwischen den Zeilen. Der Leser muß oft innehalten, nachdenken. Jedes Wort mitnehmen.

Noch hat die Autorin nicht alles gesagt. In ihrer neuesten Erzählung „Komm über den Fluß", die demnächst im Aufbau-Verlag erscheint, kehrt sie erneut zur Vergangenheitsthematik zurück. Baut weiter an den Barrieren gegen das Vergessen.

Liane Pfelling

Elisabeth Reichart „Februarschatten", Roman. Aufbau-Verlag

Alexander Puschkin

Der Sturm

Sahst du am Meer die Jungfrau stehn,
Hoch auf dem Felsen, weiß gewandet,
Umdonnert von des Sturms Gedröhn,
Vom grellen Wogengischt umbrandet?
Blitzstrahlen, die die Finsternis
Durchzuckten, hüllten wie im Feuer
Ein die Gestalt, und zerrend riß
Der Wind an ihrem zarten Schleier.
Wie schön war diese Wetternacht,
Des Himmels Schwarz, des Meers Gedröhne,
Der grellen Blitze Purpurpracht!…
Am schönsten aber schien die Schöne.

Nachdichtung von Martin und Liselotte Remané

Der bulgarische Amateurfotograf Peter Abadschiev (Jahrgang 1936) will von Gefühlen und Eindrücken erzählen, die ihn oder Menschen um ihn herum bewegen. Dazu nutzt der Diplomchemiker und Reprospezialist alle nur möglichen fototechnischen Mittel auf der Suche nach der maximalen Aussagekraft eines Bildes. Wir wissen nicht, ob er dieses Puschkin-Gedicht kannte, aber es entsteht eine fast verblüffende Nähe des Sprachbildes des großen Dichters mit der Fotointerpretation des Amateurs.

Zeichnung: Gerhard Lahr

Marina Zwetajewa, Tochter eines Kunsthistorikers und einer Musikerin, verlebte ihre Kindheit teilweise in Italien, in der Schweiz und in Deutschland und studierte altfranzösische Literatur an der Pariser Sorbonne. Die 1892 in Moskau geborene und in Jelabuga am 31. 8. 41 aus dem Leben geschiedene Dichterin gilt als eine der bedeutendsten Lyrikerinnen der modernen russischen Literatur. Sie ist aber auch als Erzählerin hervorgetreten. In der hier vorgestellten Geschichte erinnert sie sich an ihre Kindheit. Mit anderen Erzählungen erscheint diese in einem Sammelband, den der Verlag Volk und Welt demnächst herausgibt. Sie wurde von Ilse Tschörtner ins Deutsche übersetzt.

Marina Zwetajewa

Das Märchen der Mutter

„Mama, wen liebst du mehr: Mussja oder mich? Nein, sag nicht – das ist ganz gleich, ganz gleich – gibt es nicht, einen immer ein kleines bißchen mehr, den anderen nicht weniger, aber diesen ein kleines bißchen mehr! Ich gebe dir mein Ehrenwort – ich bin auch nicht böse (mit Siegerblick zu mir), wenn – Mussja."

Alles, außer dem Blick, war reine Heuchelei, denn sowohl sie und die Mutter als auch vor allem ich wußten sehr gut – wen, und sie harrte nur des für mich mörderischen *Wortes,* dessen ich, rot geworden, mit nicht geringerer Spannung harrte, wenn ich auch wußte, daß ich es nie erharren würde.

„Wen – mehr? Warum denn unbedingt einen mehr?" in sichtlicher Verlegenheit (und sichtlich hinhaltend) – die Mutter. „Wie kann ich dich denn mehr lieben oder Mussja, seid ihr doch beide meine Töchter? Das wäre ja ungerecht…"

„Ja", unsicher und enttäuscht, Assja, die nun *meinen* Siegerblick zu schlucken hatte. „Und trotzdem – wen? Nun, wenigstens ein kleiiines bißchen, ein Tröpfchen, Pitzelchen, Pünktlein – mehr?"

„Es war einmal eine Mutter, sie hatte zwei Töchter…"

„Mussja und mich!" hastig, Assja. „Mussja spielte besser Klavier und aß besser, Assja dafür… Assja wurde dafür der Blinddarm rausgeschnitten, und sie wäre beinahe gestorben… Und wie Mama konnte sie die Zunge zu einem Röhrchen zusammenrollen, und das konnte Mussja nicht, und überhaupt war sie (mit Mühe und Aplomb) wie eine Mi-ni-a-tur…"

„Ja", bestätigte die Mutter, die offensichtlich nicht zugehört und ihr Märchen weitergedichtet hatte oder aber in Gedanken ganz woanders war, bei Söhnen zum Beispiel, „zwei Töchter, eine ältere und eine jüngere."

„Aber dafür wurde die Ältere bald alt, und die Jüngere war immer jung, reich, und dann heiratete sie einen General. Seine Exzellenz, oder Fotograf Fischer", fuhr Assja aufgeregt fort, „und die Ältere den Armenhäusler Ossip, der einen lahmen Arm hatte, weil er seinen Bruder mit einer Gurke erschlug. Ja, Mama?"

„Ja", bestätigte die Mutter.

„Und die Jüngere heiratete *außerdem* einen Fürsten und einen Grafen, und sie hatte drei Pferde: Zucker, Gürkchen und Junge – das eine braun, das andere weiß, das andere schwarz. Und die Ältere – in dieser Zeit – wurde so alt, wurde so schmutzig und arm, daß Ossip sie aus dem Armenhaus jagte: er nahm den Stock und jagte sie raus. Von da an wohnte sie in der Abfallgrube, und sie aß so viel Abfall, daß sie ein gelber Hund wurde, und eines Tages nun kam die Jüngere in einem *Landauer* vorbei, und was sah sie? Ein armer, garstiger, gelber Hund sitzt im Abfall und frißt

einen kahlen Knochen, und da – sie war sehr, sehr gutherzig! – hatte sie Mitleid mit ihm: ‚Steig ein, kleiner Hund, in meine Kutsche!', und der (ein Haßblick zu mir) … sprang auf – und die Pferde fuhren los. Aber plötzlich sah die Gräfin den Hund an und stellte erstaunt fest, daß er keine Hundeaugen hatte, sondern solche garstigen, grünen, alten, ganz besonderen – und plötzlich erkannte sie, daß das ihre ältere, alte Schwester war, und da warf sie sie aus der Kutsche, daß sie in vier Stücke zersprang!"

„Ja", bestätigte die Mutter wieder. „Einen Vater hatten sie nicht, nur die Mutter."

„Der Vater war gestorben – an Diabetes, nicht? Weil er zuviel Zucker gegessen hatte und überhaupt immer Kuchen, Schokolade, Sahnebonbons, kandierte Früchte und dieses silberne Konfekt mit den Zungen und Krems und alle möglichen Sachertorten, ja, Mama? Dabei hatte es ihm Sacharjin verboten, weil uns das sonst ins Grab bringt!"

„Wieso Sacharjin?" besann sich die Mutter plötzlich. „Das ist lange her, damals hat es noch keine Sacharjins gegeben und überhaupt keine Doktoren."

„Aber den Blinddarm schon, nicht? Den Ap-pen-di-zitis? So ein kleiner, kleiner Darm, ganz dunkel und blind, und alles fällt in ihn rein: alle möglichen Knochen, Fischgräten, Kirschkerne und auch Kompottkerne und lauter Fingernägel… Mama, ich habe selbst gesehen, wie Mussja den Bleistift abknapperte! Ja, ja, sie hat kein Taschenmesser gehabt, und da spitzte sie ihn mit den Zähnen, und dann schluckte sie, andauern spitzte sie und schluckte, und der Stift wurde so klein, daß sie nachher nicht mal mehr malen konnte, und deswegen hat sie mich dann so *schrecklich* gekniffen!"

„Du lügst!" ich, heiser vor Empörung und Staunen. „Ich habe dich gekniffen, weil du vor meinen Augen *meinen* Stift, wo ‚Mussja' mit Tinte draufstand, abgeknappert hast."

„Maama!" Assja, wimmernd, doch, da die Sache zu ungünstig war, rasch den Kurs wechselnd. „Und wenn ein Mensch ja sagt, im Mund aber nein hat, was hat er dann gesagt? Dann hat er doch *zwei* was gesagt, ja Mama? Halb und halb gesagt? Und wenn er im selben Moment stirbt, wohin kommt er dann?

„Wer kommt wohin?" die Mutter.

„In die Hölle oder ins Paradies? Der Mensch. Der halb und halb gelogen hat. Ins Paradies?"

„Hm…", sagte die Mutter. „Bei uns – weiß ich nicht. Bei den Katholiken steht darauf das Fegefeuer."

„Ich weiß!" triumphierend, Assja.

„Mama, was ist eine Milchschwester?" Assja, gezügelt, bezwungen von meiner Überlegenheit.

„Die Tochter der Amme."

„Habe ich auch eine Milchschwester?"

Die Mutter, zu mir deutend:

„Da."

„Puh!" Assja.

„Aber Assja, Mama, ist nicht meine, nicht wahr, Mama?"

„Nicht deine", bestätigte die Mutter. „Denn Assja wurde von mir gestillt, und du – von der Amme. Deine Milchschwester ist die Tochter deiner Amme. Nur daß deine Amme einen Sohn hatte. Sie war eine Zigeunerin und sehr boshaft und schrecklich habgierig, so habgierig, daß sie, als Großvater ihr eines Tages statt goldener Ohrringe vergoldete schenkte, sie sich aus den Ohren riß und so ins Parkett trat, daß dann nichts mehr wiederzufinden war."

„Und diese Mädchen, die dann getötet wurden, wieviel Ammen haben die gehabt?" Assja.

„Keine", antwortete die Mutter, „ihre Mutter hatte sie selbst gestillt, darum liebte sie sie vielleicht auch so sehr und konnte keine von beiden wählen und sagte zu dem Räuber: ‚Wählen kann ich nicht, und wählen werde ich es auch nicht. Töte uns alle.' – ‚Nein', sagte der Räuber, ‚ich will, daß du dich lange quälst, und beide töten werde ich deshalb nicht, damit es dich ewig quält, daß du diese *gewählt* hast, und die andere… Nun, welche?' – ‚Nein', sagte die Mutter. ‚Eher wirst *du* sterben, hier, wie du vor mir stehst, vor Alter oder vor Haß, als daß ich – selber eine von meinen Töchtern zum Tod verurteilte."

„Aber welche, Mama, tat ihr trotzdem mehr leid?" Assja, unbeherrscht. „Denn die eine war kränklich… aß schlecht, Buletten aß sie nicht, Bohnen aß sie nicht, und von Dorsch mußte sie sogar brechen…"

„Ja! Und als sie Kaviar bekam, schmierte sie ihn unter die Tischdecke, und den zerkauten Hering spuckte sie Augusta Iwanowna in die Hand… und überhaupt war unter ihrem Stuhl immer ein Abfallhaufen", ich, mit Haß.

„Aber daß sie nicht plötzlich vor Hunger starb, kniete die Mutter vor ihr hin und sagte: ‚Nun, um Gottes willen, noch ein Häppchen: mach das Mündchen auf, Herzchen, und nimm von mir noch dieses Häppchen!' Also hat die Mama sie – mehr geliebt!"

„Vielleicht…", sagte ehrlich die Mutter, „das heißt – sie tat ihr mehr leid, schon weil sie sie so schlecht genährt hatte."

„Mama, vergiß nicht das mit dem Appendizitis!" aufgeregt, Assja, „Weil die Jüngere, als sie ins vierte Jahr kam… da ist ihr ein Stein vor die Füße gekommen, und sie ist hingefallen. Und davon hat sie den Appendizitis gekriegt – und bestimmt wäre sie gestorben, aber nachts kam Doktor Jarcho – aus Moskau – und sogar ohne Mütze und Regenschirm – dabei hagelte es sogar! – und er war ganz naß. Das ist – nicht wahr, Mama? – ein *heiliger* Mann?"

„Ein Heiliger", sagte die Mutter entschieden, „einem heiligeren bin ich nie begegnet. Und dabei – selber ganz krank, und er hätte sich den Tod holen können – was war das doch für ein Gewitter! Und dann ist der Ärmste noch hingefallen, direkt vor der Datscha…"

„Mama! Und warum hat er keinen Blinddarm gekriegt? Weil er ein Doktor ist – ja? Aber wenn ein Doktor krank wird – wer rettet ihn? Einfach – Gott?"

„Immer – Gott. Auch dich damals – Gott. Über Doktor Jarcho."

„Mama", ich, müde, über Assja zu hören, „aber warum, wenn er ein Heiliger ist, sagt er immer statt Bauch – *Wanst*? ‚Was, Mussja, tut der Wanst wieder weh?' Ist das nicht unanständig?"

„Ungebräuchlich", sagte die Mutter. „Vielleicht ist es ihm in der Kindheit so beigebracht worden?… Seltsam natürlich. Aber einem mit solchem Herzen ist alles erlaubt. Und nicht nur das erlaubt. Und immer werde ich, solange ich am Leben bin, eine Kerze aufstellen für seine Gesundheit."

„Mama, aber was ist denn nun mit den Mädchen, sind sie dann doch nicht erstochen worden?" nach langem gemeinsamen Schweigen Assja. „Oder hat er es nur sattgekriegt, daß sie so lange überlegt, und er ist *so* – gegangen?"

„Er ist nicht gegangen", sagte die Mutter. „Er ist nicht – gegangen, sondern sagte zu ihr folgendes: ‚Wir zünden in der Kirche zwei Kerzen an, die eine ist…'"

„Mussja! Und die andere – Assja!"

„Nein, Namen gibt es in diesem Märchen nicht. ‚Die linke ist die Ältere, die rechte die Jüngere. Die eher niedergebrannt ist, die wird…' Nun denn. Sie nahmen zwei Kerzen, vollkommen gleiche…'

„Mama! Gleiche gibt es gar nicht. Eine war trotzdem ein kleiiines bißchen, ein wiinziges bißchen…"

„Nein, Assja", nun streng, die Mutter, „ich sage dir: vollkommen gleiche. ‚Zünde selbst an', sagte der Räuber. Die Mutter bekreuzigte sich und zündete sie an. Und die Kerzen begannen zu brennen – ruhig und gleichmäßig, und sogar so, als ob sie nicht abnähmen. Schon brach die Nacht an, die Kerzen aber brannten und brannten: keine von beiden kleiner, keine von beiden größer als die andere, zwei Kerzen – wie Zwillinge. Da sagte der Räuber: ‚Gott weiß, wie lange sie noch brennen werden. Geh du heim zu dir, und ich gehe heim zu mir, und morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, kommen wir beide hierher. Wer zuerst kommt, wird auf den anderen warten.'

Sie gingen hinaus und versperrten die Tür mit einem mächtigen Schloß, und den Schlüssel legten sie unter einen Stein."

„Und der Räuber, Mama, kam natürlich zuerst? Kam gerannt?" Assja.

„Warte! Der Morgen kam, die Sonne ging auf. Und da, keiner von beiden früher als der andere, keiner von beiden später als der andere, von zwei verschiedenen Seiten – der Räuber von links, die Mutter von rechts – auf die Sekunde gleich, im gleichen Schritt, kamen zur Kirche – und gegenüber der Kirche ging die Sonne auf! – der Räuber und die Mutter.

Sie öffnen das Schloß, treten in die Kirche und…"

„Die eine Kerze war ganz niedergebrannt: ganz schwarz! Und die andere – noch ein kleiiines bißchen…" aufgeregt, Assja.

„Nein. Beide Kerzen brannten ruhig und gleichmäßig, keine von beiden kleiner als die andere, keine von beiden größer als die andere, kein bißchen, kein winziges bißchen, aufgezehrt… Wie sie gestern aufgestellt worden waren, so standen sie immer noch. Und die Mutter stand, und der Räuber stand, und wie lange sie so standen, gestanden haben – weiß keiner, doch als sie zu sich kam – war der Räuber fort, und wie und wohin er fortgegangen war – weiß keiner. Und auch auf seinem Räuberschloß warteten sie auf ihn vergeblich. Erst nach Jahren ging im Volk das Gerücht von einem heiligen Eremiten um, der in einer Höhle lebe und…"

„Mama! Das war – der Räuber!" rief ich. „So ist das immer. Er ist natürlich der Beste auf der Welt geworden, nach Gott! Nur – es ist schrecklich schade."

„Was ist – schade?" fragte die Mutter.

„Um den Räuber! Weil, wenn er sich so, so wie ein geprügelter Hund, mit nichts! wegschert, hätte sie ihn natürlich… hätte *ich* natürlich ihn schrecklich liebgewonnen: ich hätte ihn ins Haus genommen – und ihn dann unbedingt gefreit."

„Geheiratet", berichtigte die Mutter. „Freien, das tun die Männer."

„Darum hatte sie ihn auch *im voraus* geliebt, nur war sie ja schon verheiratet, wie Tatjana."

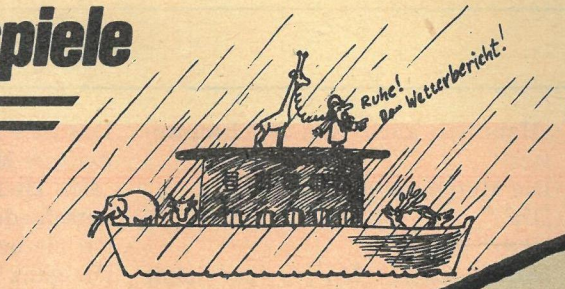
„Ja, aber du vergißt ganz, daß er ihren Mann getötet hat", sagte die Mutter erregt, „kann man etwa den Mörder des Vaters seiner Kinder heiraten?…"

„Nein", sagte ich. „Sie müßte sich nachts sehr fürchten, weil er ihr erscheinen würde – mit abgeschlagenem Kopf. Und lauter Geräusche würden losgehen. Und die Kinder vielleicht krank werden… Dann, Mama, würde ich selber Eremit werden und in den Straßengraben ziehen…"

„Und die Kinder?" fragte die Mutter tief-dunkel. „Wie kann man die Kinder verlassen?"

„Nun, *dann*, Mama, würde ich ihm Gedichte schreiben – ins Heft!"

1934
Elancourt – September
Clamart (30. Oktober –
1. November)



Alles Gewesene und Geschehene ist interessant, sofern nur zuverlässige Chroniken darüber erhalten sind. Gogol

Eigentest

**Hast du was Ausgefallenes vor,
sei kritisch gegen dich.
Ein Mensch mit einem Floh im Ohr
bekommt leicht einen Stich.
R. Pöhlig**

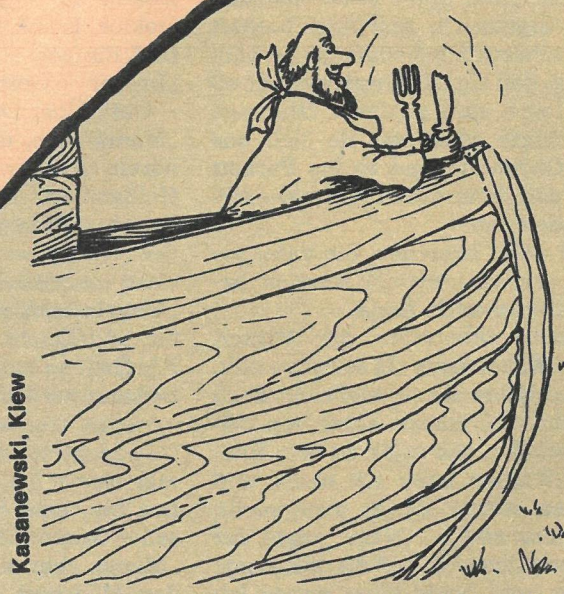
Ein Käfer sonnte sich…

**auf einer Nuß, die besonders groß war. In der Sonnenkäferschule hatte er vom Sonnenkäferlehrer gelernt: „Die große Nuß liegt hier, weil wir Sonnenkäfer so gute Tiere sind. Wir sollen hinaufklettern und uns auf ihr sonnen."
Unter der Nuß kroch ein Regenwurm. In der Regenwurmschule hatte er vom Regenwurmlehrer gelernt: „Die große Nuß liegt hier, weil wir Regenwürmer so böse Tiere sind. Wir sollen darunterkriechen und nichts vom guten Regen abbekommen."
Da kam ein Affe, klopfte die Nuß auf, verzehrte sie, und es gab neue Lehrbücher.
M. Hinrich**

**Noah nahm in die Arche von jeder Gattung ein Paar, ein Männlein und ein Fräulein, kein Ehepaar, damit sie während der Zeit keine Langeweile haben sollen.
M. G. Saphir**

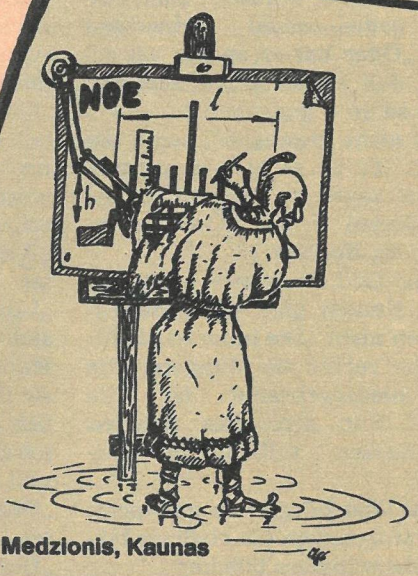
Der Trieb, unser Geschlecht fortzupflanzen, hat auch eine Menge anderes Zeug fortgepflanzt.
Lichtenberg

**Ein Poet ist beladen
Menschheit, sogar
Rimbaud**

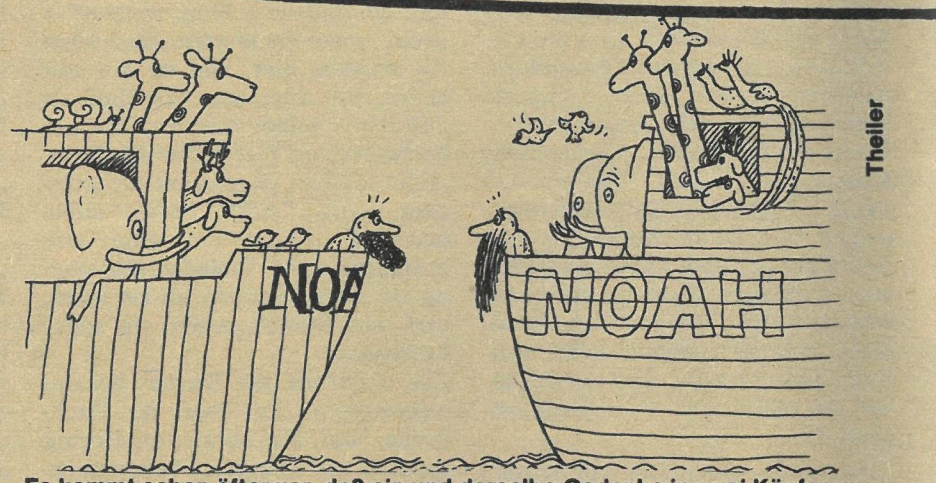


Kasanewski, Kiew

Die Erde wurde dem Menschen nicht nur gegeben, damit er sich den Wanst fülle.



Medzionis, Kaunas



Theiler

Es kommt schon öfter vor, daß ein und derselbe Gedanke in zwei Köpfen zugleich geboren wird.

2

Wochenspruch

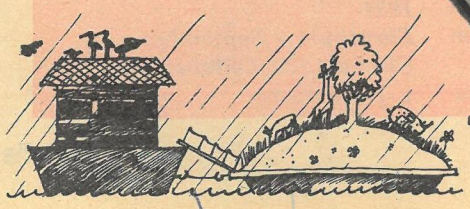
**Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.
Goethe**

Ján Lenco, ČSSR

Legende von den Regenschirmen

Fricke

Es regnete lange, lange und unaufhörlich. Der Regen wurde zu einer Selbstverständlichkeit wie die Luft und die Nacht. Ein jeder gewöhnte sich an ihn. Regenschirme wurden wie Brot gekauft. Hätte jemand die Stadt von oben betrachtet, er hätte nichts als das wunderbare Spiel der kleinen, bunten Kreise erblickt. Es regnete viele Jahre lang, und alle gewöhnten sich so an den Regen, daß sie sich eine Welt ohne Regen und ohne Schirme, die sie vor dem Regen schützten, nicht mehr vorstellen konnten. Alles wäre in bester Ordnung, wenn… es nicht plötzlich und unerwartet aufgehört hätte zu regnen. Am Himmel lachte die Sonne, und sie eröffnete eine Reihe klarer, warmer und schöner Tage. Wieder wäre alles in bester Ordnung gewesen, wenn… wenn nicht die Regenschirme, die treuen, stummen Freunde zur Zeit des bösen, trostlosen Regens, gewesen wären. Wo sollte man sie lassen? Was fing man mit ihnen an? Die einhellige Ansicht, die während des Regens geherrscht hatte, fiel wie ein Kartenhaus zusammen.
Es gab viele Ansichten. Die einen behaupteten, die Sonne werde nur kurze Zeit scheinen, man könne nicht wissen, wann es wieder regnen würde; man müsse einen Regenschirm bei sich haben, und da es jederzeit ohne Vorankündigung losregnen könne, sei es am sichersten, ihn geöffnet bereitzuhalten. Andere wieder verkündeten, Regenschirme seien ein unnützes Relikt aus der unseligen Regenzeit, sie entsprächen nicht der veränderten Situation, erinnerten obendrein in unverantwortlicher Weise an die freudlose Zeit, die niemals (dafür haben wir alle



Es gibt Menschen, die gehen auf Grund, wenn sie nur ein paar Schrotkör

Noah ist ein Rabe gewesen. a Santa Clara

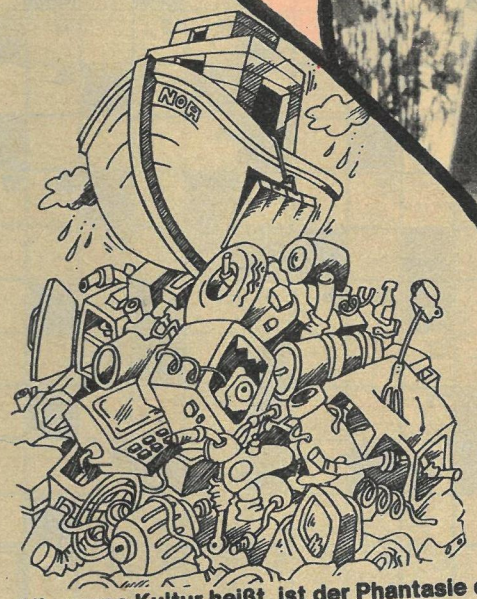
mit der ganzen
mit den Tieren.

Vielredner ertränken deine Ohren in Geplapper.

Worobjow, Siauliai

Maistrenko, Leningrad

Wer aufs Meer geht, darf keine Wellen fürchten.



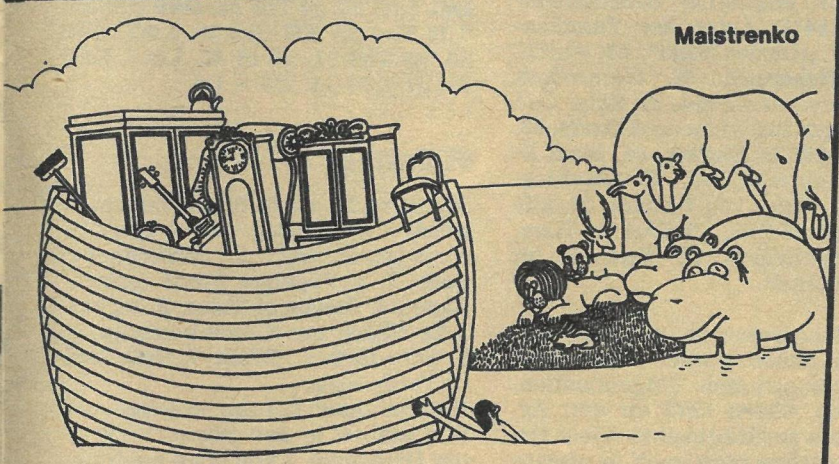
Daniel, Prag

Alles, was Kultur heißt, ist der Phantasie des Menschen entsprungen.

Schmidt

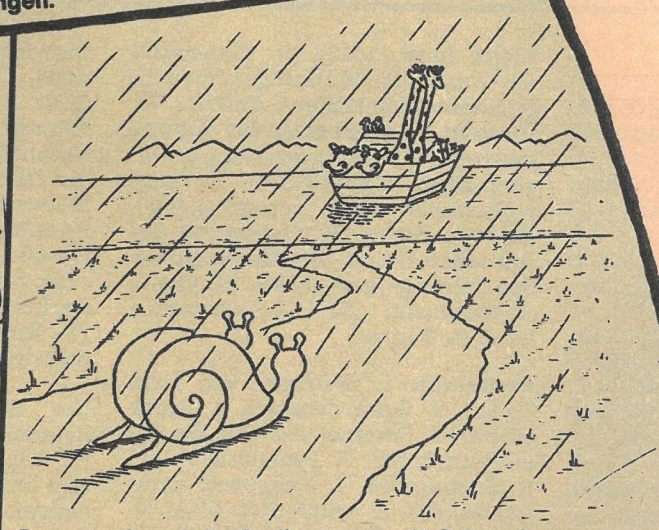
Das Leben wäre nicht lebenswert, wenn man es verwarten sollte.

Es gibt keine Kultur, die nicht mit dem Alltagsleben verbunden wäre. Gorki



Maistrenko

Aller Anfang ist ungeschickt.



„Dann-pack-mal-die-Surfbretter-aus!"-Schneck von Dmitrijew, Moskau

Auf archeologischer Expedition waren Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik)

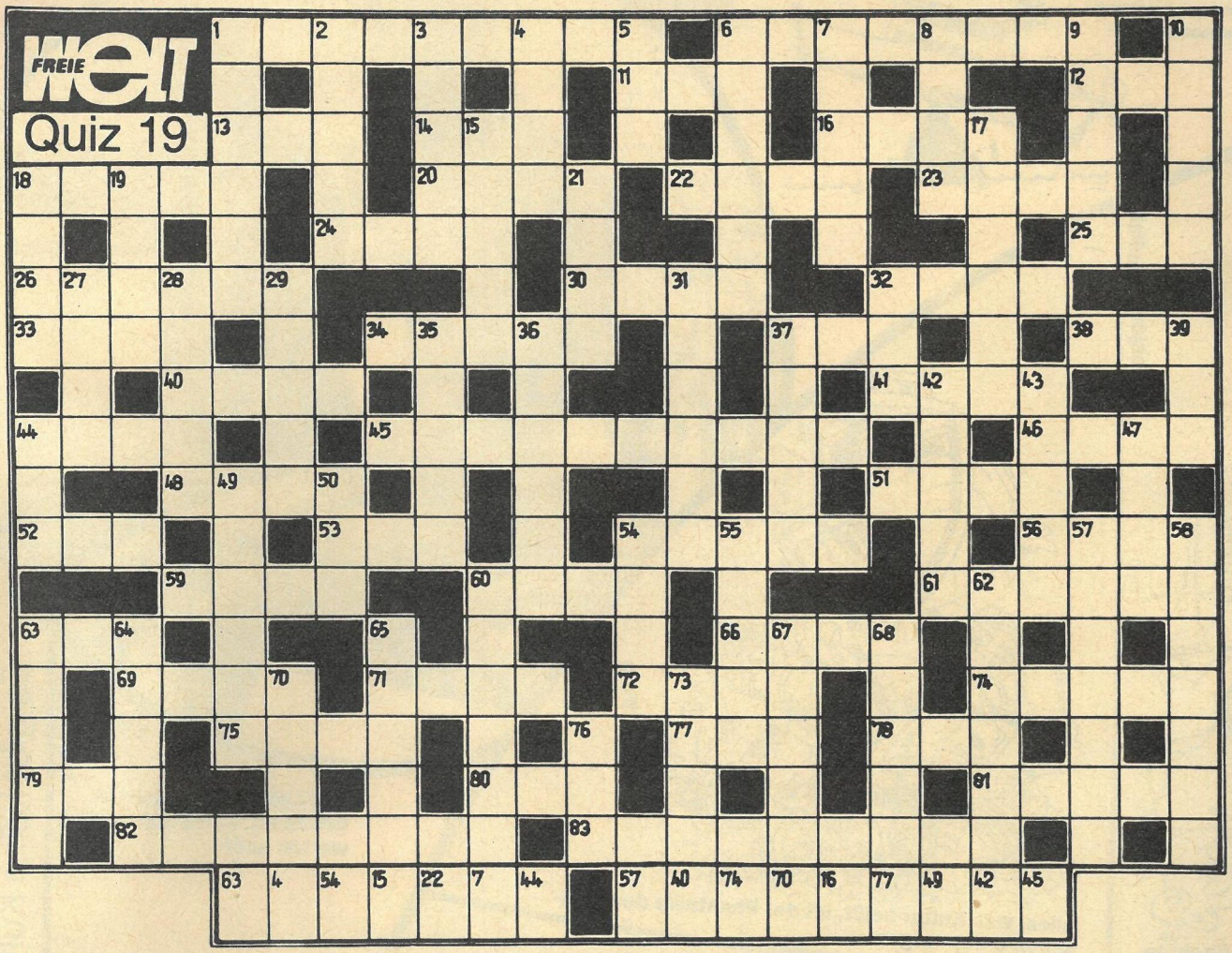
Vorsorge getroffen), niemals wiederkehren würde. Diese gingen barhäuptig, die Sonne spielte fröhlich in ihrem Haar oder auf ihrer Glatze. Ferner gab es unentschieden Schwankende oder schwankende Unentschiedene, die an dem einen wie an dem anderen zweifelten und, um sich in den Augen der Öffentlichkeit, in den Augen der ersten und zweiten Gruppe, nicht unmöglich zu machen, den Regenschirm raffiniert versteckt hielten und unentwegt grübelten, wie sie ihn, falls es regnen würde, schnellstens öffnen könnten. Natürlich wollte eine Gruppe die andere überzeugen und beschuldigen und... Stop! Beinahe hätte ich die interessanteste Gruppe vergessen. Das waren diejenigen, die am lautstärksten schrien, die Sonnentage würden ewig währen. Sie trugen immer und überall geöffnete Regenschirme mit sich und antworteten auf alle Vorwürfe, die auf dem Widerspruch von Ansicht und Tun beruhten: „Das ist kein Regenschirm, das war ein Regenschirm; heute ist es ein Sonnenschirm; jedes Kind weiß doch, daß man sich auch vor der Sonne schützen muß."

Fricke

Aus: „Der Pakt mit dem Teufel", Verlag Rütten & Loening

**Auch solche Springflut gehört zum Leben!
Sie jagt
es auf, sie
frischt es an,
Sie hütet
es vor
dumpfem Stocken.**
F. Freiligrath

ner abbekommen, und kommen dann nie wieder hoch. Ibsen



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. erster Ministerpräsident der Volksrepublik Bulgarien, 6. bulgarische Münzeinheit, 11. Fluß in Mittelasien, 12. Flußmündung (span.), 13. Kümmelschnaps (norddt.), 14. Lotterieschein, 16. Nebenfluß der Donau, 18. Teil des Mittelmeeres, 20. Schriftstück, 22. französischer Arbeiterführer (FKP), einer der Organisatoren der Résistance (gest. 1941), 23. Wasserfahrzeug, 24. englischer Physiker (gest. 1907), 25. deutscher Volksliedsammler und Herausgeber von Liederbüchern (gest. 1883), 26. Pfahl- oder Stahlrohrbündel im Hafenbekken, 30. Vergrößerungsglas, 32. japanisches Nationalgetränk, 33. vergletschertes Gebirge in Kirgisien, 34. Stadt in Südfrankreich, Seebad, 37. Bezeichnung für kleine Insel, 38. Brennstoff, 40. traditionelles Tragtier in Bulgarien, 41. deutscher Philosoph (gest. 1804), 44. mittelalterliches Volkslied, 45. Landschaft im Nordosten Bulgariens an der Schwarzmeerküste, 46. Schornstein, 48. Ritter der Artus-Tafelrunde, 51. die abgezogene befiederte Vogelhaut, 52. englische Insel in der Irischen See, 53. Hauptstadt der Baschkirischen Autonomen Sowjetrepublik, 54. Strohlager, 56. früheres Küstenfischereifahrzeug, 59. Liebesgott (röm. Mythol.), 60. große Hitze, 61. Garderobe, 63. Badeort in Belgien, 66. altgriechische Philosophenschule, 69. italienischer Maler (gest. 1642), 71. Nebenfluß der Saale, 72. Währungseinheit in lateinamerikanischen Ländern, 74. Ätzstein, 75. Schabeisen der Kammmacher, 77. Tonbezeichnung, 78. ehemaliger sowjetischer Schachweltmeister, 79. Ausstellungsgelände in Erfurt, 80. Gebietsteil der Indischen Union, 81. Mathematiker der Schweiz (gest. 1783), 82. kleine Abendmusik, 83. sozialistisches Land in Europa.

Senkrecht: 1. Zeitraum von zehn Tagen, 2. Gebärdenspiel, 3. Amtstracht, 4. Sammelbezeichnung für Gartenfrüchte, 5. Tonbezeichnung, 6. Signalgerät, 7. Vogelwelt einer Landschaft, 8. arabischer Staat, 9. Gestalt aus „Rienzi", 10. Erzeugnis der bulgarischen Landwirtschaft, wichtiges Exportprodukt, 15. Verwaltungseinheit in Bulgarien (Bezirk), 17. staatliches bulgarisches Flugunternehmen, 18. Fluß durch Bulgarien zum Ägäischen Meer, 19. Gebirge in Westbulgarien, 21. Frauenname, 27. weibliche Bühnenrolle, 28. Ziersaum, 29. inneres Organ, 31. gleichmäßig wehender Tropenwind, 32. Abkürzung für Sekunde, 35. Frauenname, 36. Zeichenutensil, 37. männliches Rind, 39. französischer Schriftsteller (gest. 1857), 42. Kinderkurort der UdSSR am Schwarzen Meer, 43. kalkreicher Ton, 44. Nebenfluß der Donau in Bulgarien, 47. Bootsanlegestelle, 49. Hafenstadt in Oberitalien, 50. Heilbehandlung, 54. Bühnentanz, 55. wichtigster Binnenhafen Bulgariens, 57. englischer Schriftsteller (gest. 1941), Autor der Familienchronik „Herries Saga", 58. Amts-, Geschäftsbereich, 60. Gesamtheit der Eier eines Nestes, 62. Zähl- und Massemaß für Tuche und Stoffe, 63. Hauptstadt in Europa, 64. Stadt in Nordfrankreich, 65. Hauptschlagader, 67. Oper von Puccini, 68. klösterliches Gebiet, 70. Fluß im Harz, 73. Ringelwurm, 76. Ferment im Kälbermagen.

Die Hauptreisezeit ist beendet. Schüler haben wieder ihren Platz im Klassenzimmer eingenommen, und ihre Eltern sind an den Arbeitsplatz zurückgekehrt. Viele Urlauber verbrachten auch in diesem Jahr ihre Ferienzeit im sozialistischen Ausland. Eines der beliebtesten Reiseländer ist die Volksrepublik Bulgarien.
Mit unserem heutigen Rätsel suchen wir zwei Städte, die zu den vielbesuchten Urlaubsorten Bulgariens gehören. Das erste Lösungswort ist der Name eines Badeortes an der Küste des Schwarzen Meeres. Das zweite Lösungswort ergibt den Namen eines Kurortes in den westlichen Rhodopen, der aufgrund seiner 72 Mineralquellen über die Landesgrenzen hinaus bekannt ist.
Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 19 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 28. September 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 22/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis je	25,– Mark

Schach

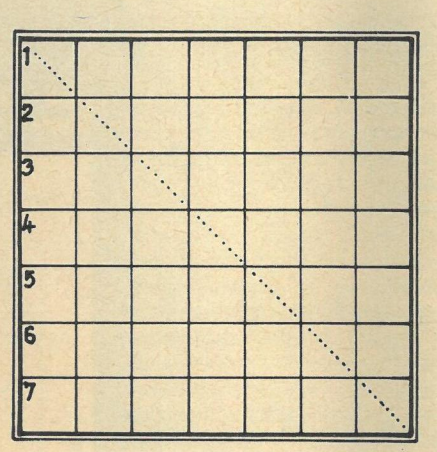
Kurt-Richter-Memorial

Die nachstehende Partie gewann der 18jährige Student Peter Pannwitz (Kl. 1) gegen Wolfgang Schwarz (Kl. 2) beim diesjährigen VIII. Kurt-Richter-Gedenkturnier in Berlin-Marzahn.

FRANZÖSISCH, Peter Pannwitz (SG Einheit Friesen) – Wolfgang Schwarz (Wohnungsbaukombinat, Berlin '88: **1. e4 e6 2. d4 d5 3. Sc3 Lb4 4. a3 L:c3 5. bc de 6. Dg4 Sf6 7. Dg7 Tg8 8. Dh6 Tg6 9. De3 b6 10. Lb2 Lb7 11. 0-0-0 Sbd7 12. f3 ef 13. S:f3 Sg4 14. De2 De7 15. g3 0-0-0 16. Lg2 Kb8 17. Tde1** (plötzlich steht Schwarz schlecht und hat keinen guten Zug) **17. ... c6 18. Kb1 Sgf6 19. Thf1 Sd5 20. Se5 S:e5 21. De5+ Sc7 22. Le4 Th6 23. Lc1 f6 24. Df4 T:h2 25. g4 Th3 26. D:f6 Df6 27. T:f6 T:c3 28. Tf7 Sb5 29. L:h7 S:d4 30. g5 Th3 31. g6 c5 32. Lf4+ Ka8 33. g7 T:h7 34. Tf8 – 1:0.**

Füllrätsel

Waagerecht sind Wörter nachfolgender Bedeutung einzutragen: 1. Kunstsammlung, 2. Einfassungsbeet, 3. geflügeltes Pferd (griech. Sage), 4. Schauspielhaus, 5. technische Säure zur Kerzenherstellung, 6. Eßbedürfnis, Eßlust, 7. Halbinsel in Vorderasien.
Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in der gekennzeichneten Diagonale – von oben nach unten gelesen – den Namen des ersten Menschen im Kosmos.



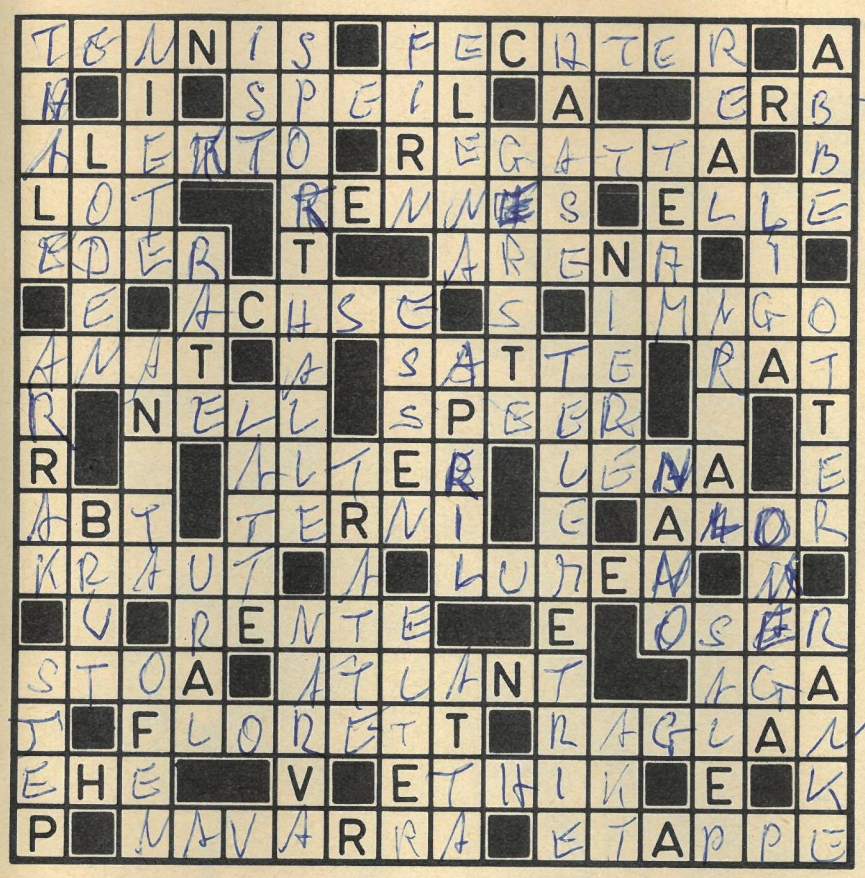
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

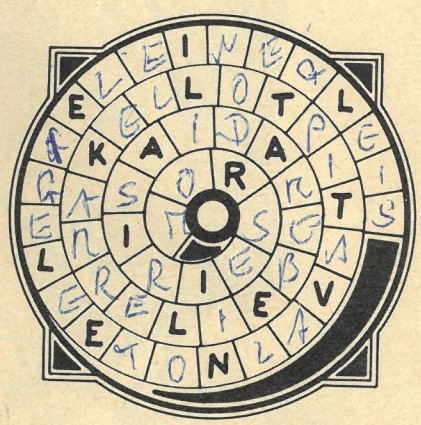
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Plankontrollgröße, 2. Gattung der Blattschneideameisen, 3. Unterarmknochen, 4. Strom in Sibirien, 5. Fernmeßtechnik, 6. Getreideart, 7. Rückschlagballspiel, 8. griechischer Buchstabe, 9. das vollkommen ausgebildete Insekt, 10. überdachtes Bauwerk zum Ausführen von körperlichen Trainings- und Wettkampfübungen, 11. Gestalt aus „Der Kuß der Juanita", 12. altgriechische Philosophenschule, 13. Abfluß des Peipussees in den Finnischen Meerbusen, 14. SI-Einheit des Lichtstroms, 15. eine der Erinnyen (griech. Mythol.), 16. Pflanzenteil, 17. Lebensgemeinschaft, 18. Giftschlange, 19. Wettkampfstätte, 20. Fechtwaffe, 21. Teilzahlungsbetrag, 22. Klostervorsteher, 23. Monatsname, 24. Sand- und Kieswälle, 25. Waffensportler, 26. Mittelgebirge in der Sowjetunion, 27. Senkblei, 28. alte spanische Münze, 29. in der Statistik ein Elternteil, 30. Bootswettfahrt, 31. Speise, Kost, 32. sportliches Wurfgerät, 33. Kurort im Harz, 34. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 35. Sportmantel, 36. deutscher Physiker, Optiker (gest. 1905), 37. Gefäß zum Milchsäuern, 38. Sportspielklasse, 39. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 40. Teilabschnitt eines mehrtägigen Radrennens, 41. Branntwein aus Reis, Zuckerrohr oder Palmwein, 42. Lebensjahre, 43. Knolle mancher Orchideen, 44. Holzstäbchen zum Verschließen des Wurstdarms, 45. gezogener Wechsel, 46. inneres Organ, 47. phönizisch-kanaanische Liebesgöttin, 48. Bühnenaufzug, 49. eine der Kleinen Sundainseln, 50. Landschaft im Nordwesten Frankreichs und Nordspaniens, 51. Hinweis, Tip, 52. Flächeninhalt, 53. südamerikanische Riesenkröte, 54. Stadt in Mittelitalien, 55. Stadt im Nordwesten Frankreichs, 56. ehemalige Eisschnelläuferin der DDR, Olympiasiegerin 1960, 57. deutscher Neurologe (gest. 1921), 58. Teilphase des Dreisprungs, 59. Vorrichtung zum Aufhängen von Rädern, 60. Teil des Fußball- oder Handballtores, 61. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 62. Sittenlehre, 63. Altersversorgung, 64. Nachkommenschaft einiger Tierarten, 65. Sportmannschaft, 66. Heizvorrichtung, 67. Los ohne Gewinn, 68. Autor des Romans „Der Junge aus dem Hinterhaus", 69. Wollgewebe, 70. Stützpfeiler in Form einer herkulischen Männergestalt, 71. körnig gewordener Altschnee, 72. Bezeichnung für die Kohlarten.

Rätselschnecke

Von innen nach außen: amerikanischer Erfinder eines Telegrafenapparats – Regenbogenhaut im Auge – Oper von Verdi – Weinstock – Schabeisen des Kammachers – Farbabstreicher an Druckmaschinen – Senkblei – Sammlung merkwürdiger Kriminalfälle – Musikzeichen – Gedichtform, Klagelied – Seil, Strick – Schienenstrang.

Von außen nach innen: kleine Deichschleuse – Mensch mit besonderen geistigen Fähigkeiten – Fels, Schiefer – eingedickter Fruchtsaft – Laut – Gesteinsschmelze aus Vulkanen – Rat, Hinweis – Haarschopf – Gefährt – tiefe Zuneigung – Wagenteil – Stadt in Rumänien – Papierzählmaß – Hauptstadt in Europa.



Zahlenfeldrätsel

Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind entsprechend den Zahlenanagen vor den Fragestellungen in die Figur einzutragen:

A) 34, 31, 23, 17, 9, 10, 2 Rauminhalt eines Schiffes, B) 15, 12, 14, 20 Tongeschlecht, C) 7, 1, 6, 35 Sammlung altisländischer Dichtungen, D) 24, 5, 32, 33, 22 Badegefäß, E) 36, 25, 27, 26 französischer Schriftsteller (gest. 1951), u. a. „Die Falschmünzer", F) 4, 16, 29 Münzeinheit in Rumänien, G) 11, 21, 19, 18, 13 schmiedbares Eisen, H) 3, 28, 30, 8 Vogelbau. Bei richtiger Lösung ergibt sich – zeilenweise fortlaufend gelesen – ein Sprichwort.

1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30
31	32	33	34	35	36

Vorsetzrätsel

Den nachfolgenden Wörtern ist jeweils so ein Buchstabe voranzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:

Leid – Aster – Rade – Elter – Lein – Otter – Satin – Eiter.

Die vorgesetzten Buchstaben ergeben – nacheinander gelesen – ein gepanzertes Kriechtier.

Einer fehlt

Jedem der nachfolgend aufgeführten Wörter ist jeweils an gleicher Stelle so ein Buchstabe hinzuzufügen, daß neue Substantive entstehen:

Taube – Liter – Regel – Panne – Ter – Ekel – Sinne – Rute – Egel – Aden – Mister.

Die neuen Buchstaben ergeben – nacheinander gelesen – einen Kraftfahrzeugschaden.

Auflösungen aus Heft 18/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Literat (32), Robe (44), Itala (26), Titan (56), Libelle (29), Dieb (14), Sild (47), Oran (39), Sigel (46), Ahn (2), Lido (31), Akku (3), Eile (16), Laute (28), Bank (10), Teer (53), Stier (50), Oper (38), Mure (35), Anna (5), nie (36), Skull (48), Etat (18), Eger (15), treu (58), Seeland (45), Feile (20), Anapa (4), Maar (34), Karotte (27).

Senkrecht: Lotos (33), Titel (57), Rind (43), Tiger (55), Tal (52), Rab (41), Beleg (11), Lid (30), Tell (54), Ionen (24), Ball (9), Irkutsk (25), Daube (13), Niete (37), Sole (49), Euterpe (19), Ikone (22), Armee (7), Aral (6), Ernte (17), Patt (40), Susi (51), Ulema (60), Arrak (8), Geist (21), Riefe (42), Inn (23), Ufer (59), Aar (1), Dau (12).

Wörterband. Von außen nach innen: 1. Kelle, 2. Gerte, 3. Lift, 4. Aba, 5. Rest, 6. Este, 7. Darre, 8. Geranie, 9. reell, 10. Eis.

Von innen nach außen: 1. Siel, 2. Leere, 3. Ina, 4. Reger, 5. Rade, 6. Tsetse, 7. Rabat, 8. Filet, 9. Regel, 10. Lek.

Um die Ecke gedacht: Luftschloß

Schräge Reihen. Nach rechts unten: 1. Not, 2. Polin, 3. Tamil, 4. Titel, 5. Laken, 6. Sagan, 7. Remis, 8. Rabat, 9. Turek, 10. Rom.
Nach links unten: 3. Ton, 4. Talon, 5. Limit, 6. Satin, 7. Rakel, 8. Regel, 9. Taman, 10. Rubin, 11. Boras, 12. Met.

Rätselpyramide: 1. Ta, 2. Ate, 3. Beta, 4. Tabes, 5. Bastei, 6. Abseite.

Gereimtes: Lustgarten

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 16/Heft 16)

Waagerecht: 1. Dresden, 5. Semper, 9. Raps, 11. Rodel, 12. Aase, 15. Konzert, 18. Levins Muehle, 21. Gerbera, 24. Agame, 26. Kippe, 27. Anina, 29. Erika, 31. Fla, 33. Komponist, 36. Ilona, 37. Kelten, 39. Anapa, 40. Beige, 42. Clou, 44. Stoa, 46. Bora, 48. Auber, 49. Isar, 52. Urate, 55. Dirigent, 57. Lepra, 58. Sete, 59. Remus, 61. Erda, 62. Meru, 63. Amor, 65. Altai, 67. Kelle, 70. Tannat, 73. Seife, 74. Orchester, 77. Ana, 78. Olein, 79. Praha, 80. Rater, 83. Leier, 86. Abkomme, 90. Der junge Lord, 92. Italien, 94. Arie, 95. Aosta, 96. Ideal, 97. Marx, 98. Libell, 99. Alkmene.

Senkrecht: 1. Dike, 2. Ernani, 3. Err, 4. Nota, 5. Sela, 6. Element, 7. Pli, 8. Raska, 9. Reep, 10. Skelan, 13. ami, 14. Suppé, 16. Oran, 17. Ernte, 19. Vera, 20. Heft, 22. Egon, 23. Bopp, 25. Galerie, 28. Isba, 30. Kalb, 32. Lehar, 33. Kasus, 34. Marat, 35. Oase, 36. Igor, 37. Kur, 38. Laie, 41. Ibis, 42. Cut, 43. Oere, 45. Odem, 47. Agraffe, 48. Anat, 50. Spalt, 51. Raser, 53. Renan, 54. Tein, 55. Dur, 56. Edle, 57. Luke, 59. Rat, 60. Moll, 62. Mira, 64. General, 66. Aorta, 68. Esso, 69. Lehm, 70. Tandem, 71. Narr, 72. Artur, 73. Silo, 75. Chaise, 76. Habe, 78. Orgel, 81. Ajax, 82. Eni, 84. Idol, 85. Rita, 87. Knie, 88. Meer, 89. Eule, 91. Lab, 93. Tal.

Lösung: Ernst von Schuch
Es gewannen:

1. Preis:
100,– Mark Waltraud Huck, Berlin, 1034;
2. Preis:
75,– Mark Jana Herold, Dessau, 4500;
3. Preis:
50,– Mark Günter Biermann, Niederwiesa, 9387;
4.–8. Preis:
je 25,– Mark Rolf Landgraf, Lauscha/Thür., 6426; Hannelore Lehmann, Leipzig, 7060; Gerhard Warmbier, Rostock 6, 2500; Klaus Groß, Elterlein, 9306; Christine Genz, Rathenow, 1830.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich
(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

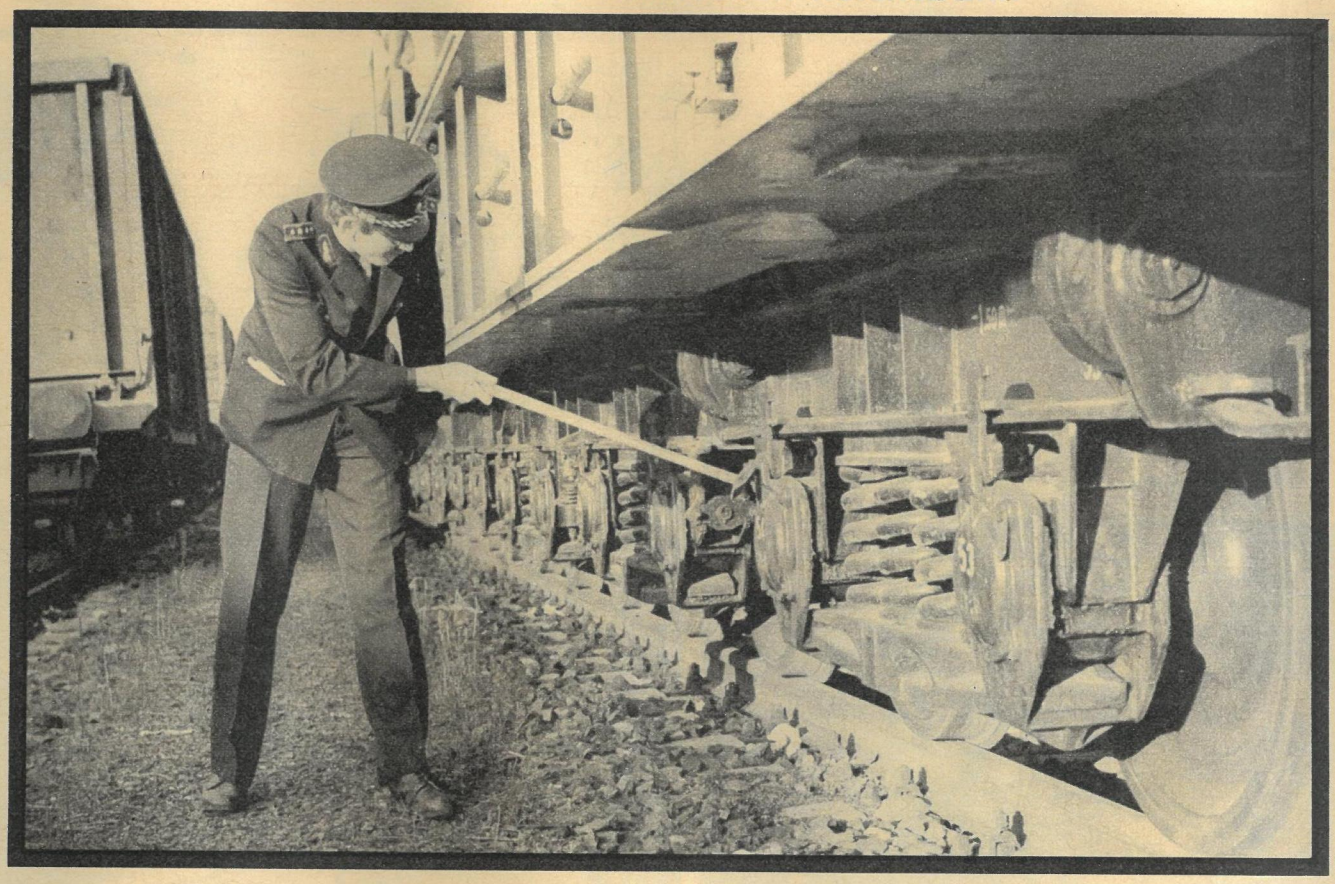
Frei nach dem gleichnamigen sowjetischen Märchen von Jewgeni Schwarz. Gezeichnet von Peter Muzeniek.

Die beiden BRÜDER

Ganz leise rauscht der Wald ein Schlaflied für den erschöpften Jungen. Die Vögel aber schwingen sich hoch in die Baumkronen und rufen ihre Verwandten herbei: Wiedehopf und Eichelhäher, Gimpel und Tannenmeise, Käuzchen, Kleiber, Buchfink und Kuckuck. Stück für Stück sammeln sie den in tausend Splitter zersprungenen kleinen Burschen zusammen. Die Kobolde des Waldes, die Eichhörnchen, springen zu den Birken: Wir müssen die Stückchen zusammenkleben. Bitte, schenkt uns ein wenig Harz! Den ganzen Tag lang arbeiten die gutherzigen Tiere. Schon wird es kühl, der Nachtwind streift durch die Wipfel, die Sonne klettert über die Berge davon. Doch da steht der Mond wie eine große Laterne am Himmel und leuchtet den fleißigen Waldbewohnern. Dann ist es geschafft, todmüde sinken die Tiere ins weiche Moos. Auf der höchsten Buche aber halten Eule und Uhu Wache. Kann man wissen, ob Urgroßvater Frost nicht doch heimlich heranschleicht? Scharfäugig blicken die gefiederten Jäger in die Nacht, nicht das leiseste Geräusch entgeht ihren großen Ohren. Endlich huschen die ersten Sonnenstrahlen in den Wald. Sie trocknen die Tränen des Kleinen, streicheln die froststarren Hände, tauen das Eis in den Augen. Und schließlich beginnt er zu atmen, ruhig und tief.

Mit einem Seufzer erwacht der Große. Verwirrt schaut er sich um. Die Welt ist noch morgenstill. Nur der kleine Bach murmelt geschäftig im Wiesengrund. Eine zeitige Hummel fliegt taumelnd vorüber. Der Junge sieht ihr nach und – erblickt seinen kleinen Bruder. Atemlos vor Freude und Staunen beugt er sich über ihn. Das Kind öffnet die Augen: „Du bist es? Wie schön! Ich habe so schlecht geträumt. Aber… warum sind wir im Wald?“ „Später, mein Kleiner, später erzähle ich dir alles. Jetzt komm, wir haben noch einen weiten Weg vor uns…“ – Lange sucht die Sonne nach dem bösen Eisauge, das die Flüchtigen fast wieder in die Gewalt des Kaltherzigen gebracht hätte. Dann entdeckt sie es – und hat es schon mit ihrer heißen Zunge aufgeleckt.

Ein Beruf bei der Deutschen Reichsbahn –



ANZEIGE/Reg-Nr. 201/IV/87

Ein Beruf mit Zukunft

Bei der Deutschen Reichsbahn sind fast eine viertel Million Werktätige beschäftigt, die dafür sorgen, daß die Reisenden sicher und pünktlich an ihr Ziel gelangen und die Volkswirtschaft mit den notwendigen Gütern versorgt wird.

Der derzeitige und in den nächsten Jahren weiterhin vorgesehene Einsatz neuer und modernerer Reisezugwagen, die Realisierung höherer Geschwindigkeiten, stabiler und erhöhter Reisekomfort sowie der schnelle Transport der Güter, die Elektrifizierung weiterer Strecken, der Ausbau der Bahnhöfe sowie der entsprechenden Signal- und Sicherungstechnik sind entscheidende Faktoren zur Sicherung der hohen Transportaufgaben.
Für die technisch sichere Durchführung der Beförderung der Reisenden und der Güter hat der technische Wagendienst der Deutschen Reichsbahn eine Vielzahl von Funktionen wahrzunehmen. Die Aufgaben des technischen Wagendienstes werden von Wagenkontrollschlossern und Wagenmeistern erfüllt.

Wagenmeister
Die Tätigkeit des Wagenmeisters ist vielseitig, verantwortungsvoll, erfordert selbständiges Handeln und setzt ein hohes technisches Wissen und Können voraus.

Sein Aufgabengebiet umfaßt
- die technische Kontrolle der Reisezug- und Güterwagen,
- die technische Untersuchung von Reisezug- und Güterzügen,
- die Überwachung der technischen Behandlung der Wagen auf den Bahnhöfen und in den Bahnbetriebswagenwerken,
- die Kontrolle der Einhaltung der internationalen technischen Bestimmungen beim Einsatz der Wagen im grenzüberschreitenden Verkehr,
- die Prüfung der Bremsen an Wagen und Zügen,
- die Auftragserteilung zur Beseitigung von Mängeln an den Bahnhof bzw. an die Werkstätten,
- die Kontrolle und Abnahme von ausgebesserten bzw. regulierten Wagen.

Zur Ausführung dieser Aufgaben sind umfangreiche Kenntnisse auch aus anderen Bereichen des Eisenbahnwesens erforderlich. Einsatzmöglichkeiten bestehen auf fast allen größeren Bahnhöfen der Deutschen Reichsbahn.

Bewerben können sich Werktätige mit berufspraktischen Erfahrungen im Grundberuf Fahrzeugschlosser oder in einem artverwandten Beruf der metallbe- oder -verarbeitenden Industrie. Die Qualifikation als Wagenmeister kann im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung erworben werden und erfolgt in zwei Ausbildungsstufen:

1. Qualifikationstufe 1 des technischen Wagendienstes
   - Wagenkontrollschlosser: 3 Monate Ausbildung in einem Bahnbetriebswagenwerk sowie 14 Tage theoretische Ausbildung
2. Qualifikationsstufe 2 des technischen Wagendienstes
   - Wagenmeister: 3 Monate Ausbildung an einer Betriebsschule der Deutschen Reichsbahn

Für Schüler der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen besteht nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse die Möglichkeit des Lehrbeginns einer 2jährigen Ausbildung als Schienenfahrzeugschlosser – Spezialisierung Wageninstandhaltung. Innerhalb dieser Ausbildung kann die Qualifikationsstufe 1 des technischen Wagendienstes abgeschlossen werden. Im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung kann in einem 3monatigen Lehrgang an einer Betriebsschule der Deutschen Reichsbahn die Qualifikationsstufe 2 des technischen Wagendienstes – Wagenmeister – erworben werden.

In der weiteren beruflichen Entwicklung kann ein Einsatz als
- Begleiter für Schwerlastgüterwagen im In- und Ausland,
- Brigadier,
- Schichtleiter,
- Oberwagenmeister,
- Abnahmeinspektor

erfolgen.

Diese beruflichen Entwicklungsstufen sind eine gute Voraussetzung für die weitere Qualifikation im speziellen Fachbereich oder zur Aufnahme eines Fach- oder Hochschulstudiums.

Die Deutsche Reichsbahn bietet:
- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit, Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien.

Interessenten richten bitte ihre Anfragen und Bewerbungen an die Abteilungen Kader und Bildung der Reichsbahndirektionen

Berlin
Wilhelm-Pieck-Str. 142, Berlin, 1054

Cottbus
Schillerstr. 21/22, Cottbus, 7500

Dresden
Ammonstr. 8, Dresden, 8010

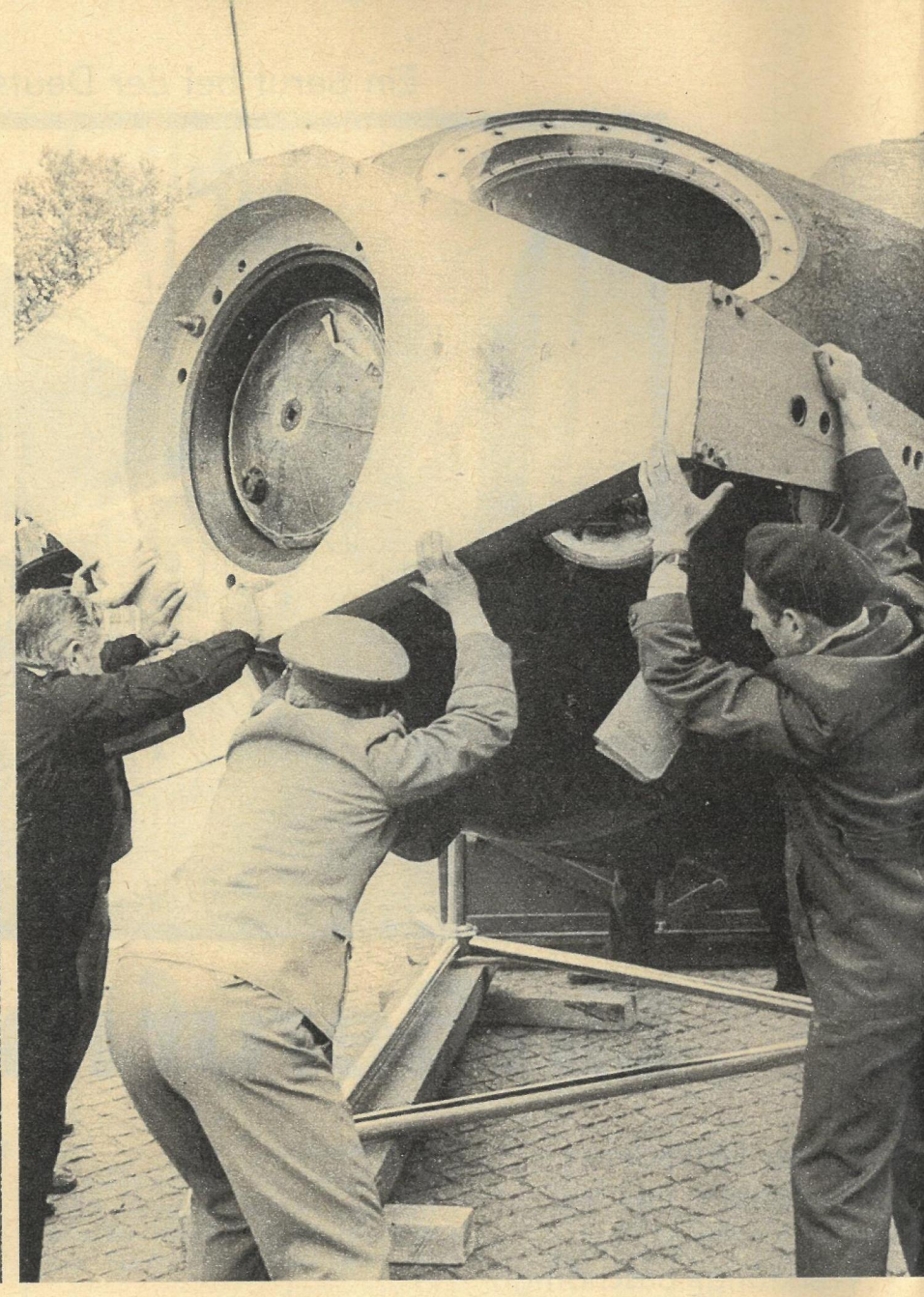
Erfurt
Bahnhofstr. 23, Erfurt, 5020

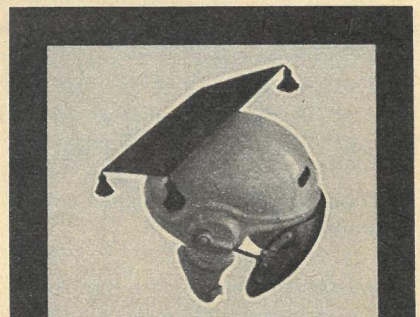
Greifswald
Johann-Stelling-Str. 30, Greifswald, 2200

Magdeburg
Materlikstr. 1/10, Magdeburg, 3010

Schwerin
Herbert-Warnke-Str. 15–17, Schwerin, 2700

Auskünfte erteilen auch die Leiter bzw. Abteilungen Kader und Bildung der Deutschen Reichsbahn.

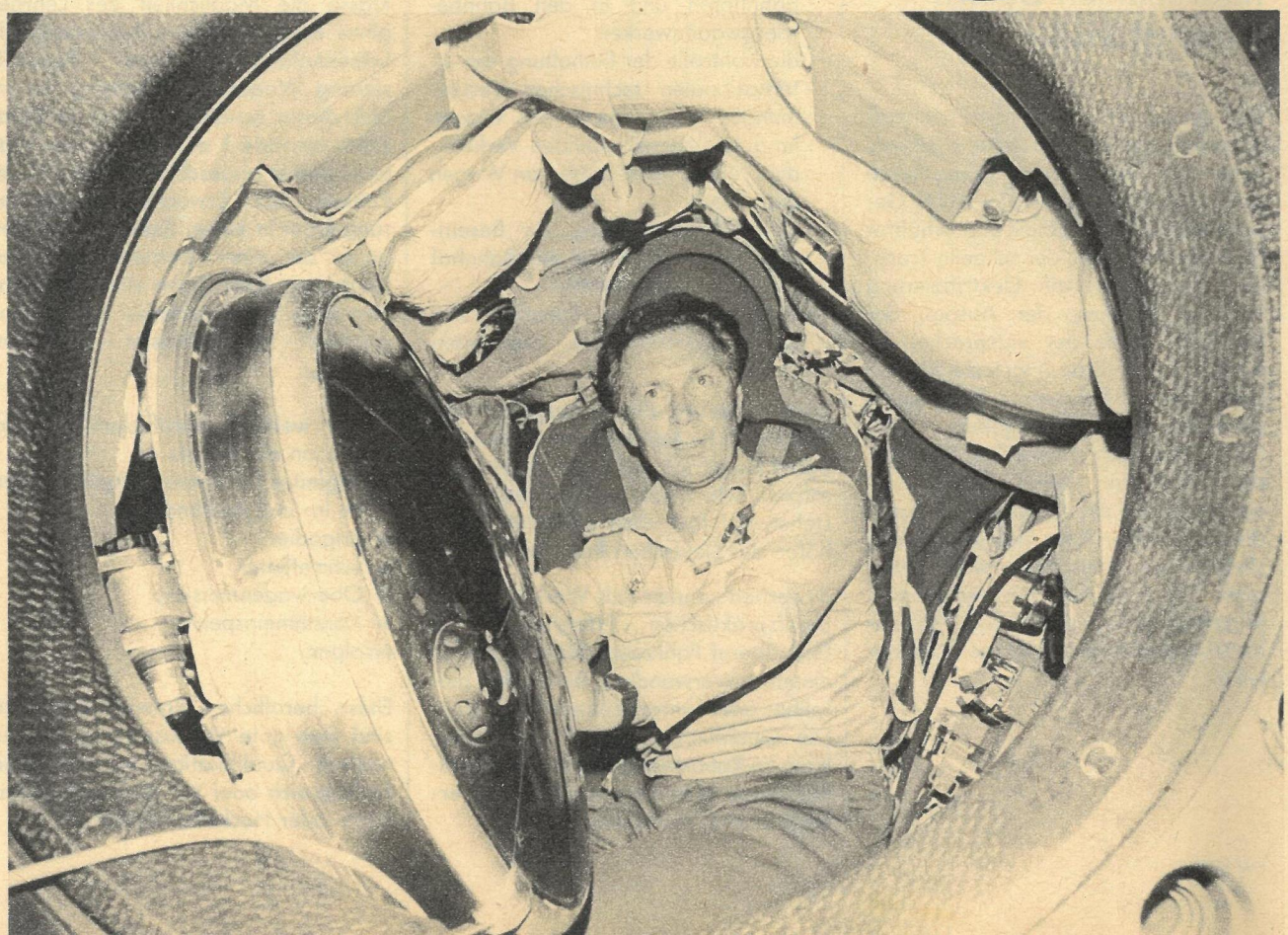




KENNWORT
DOKTORHUT

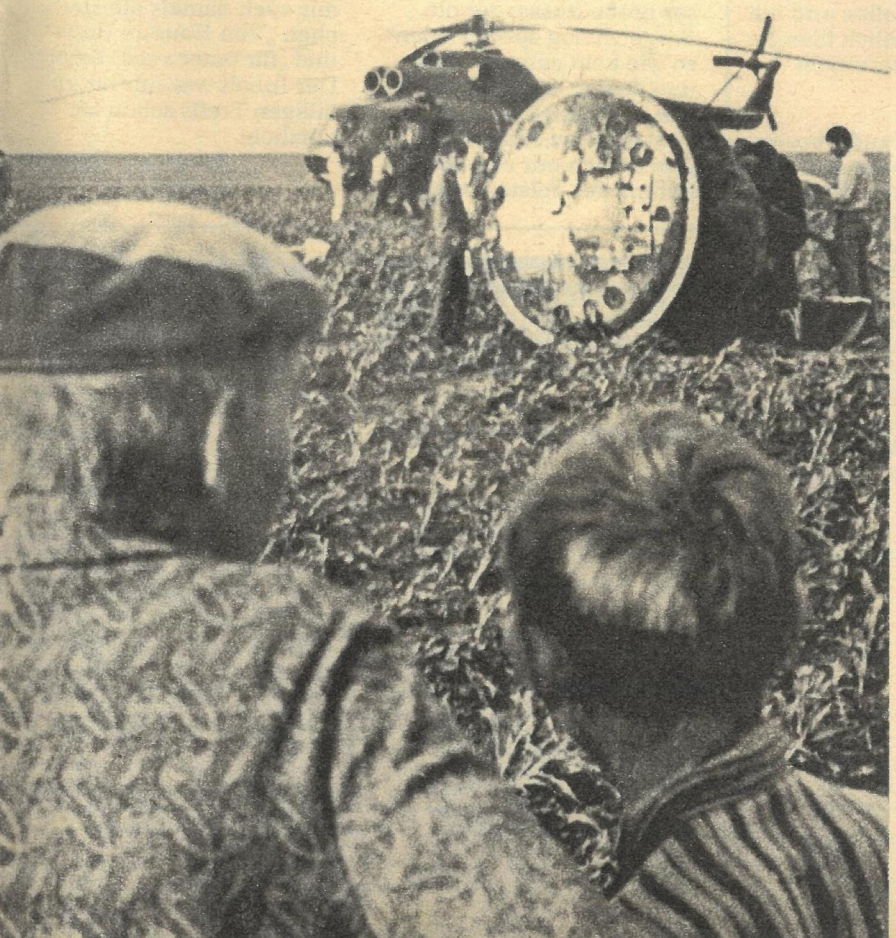
Im Sommer vor fünf Jahren:

Landung im



Im Sommer vor fünf Jahren startete Valeri Bykowskis und Sigmund Jähns Retour-Raumschiff Sojus-29 zum zweiten Mal. Als Fracht in einem Transportflugzeug, verpackt in einem Container Richtung Elbflorenz. Die UdSSR schenkte der DDR die Rückkehrkabine, mit der vor nunmehr zehn Jahren das deutsch-sowjetische Kosmonautenduo nach seinen Orbitalrunden in Kasachstan weich aufsetzte.
Und so landete die von der Reibungshitze gezeichnete fast zweieinhalb Tonnen schwere Retourkapsel

Museum



FREIE WELT-Leser Gerhard Thiede aus Dresden sandte uns Bilder von der einmaligen „Rückkehr“ des Sigmund-Jähn-Raumschiffes

schließlich ein zweites Mal – nun im Dresdner Armeemuseum. Sigmund Jähn kletterte für die Fotografen durch die Luke auf seinen Konturensessel, diesmal bequemer, weil in leichter Sommeruniform und nicht im Skaphander.

Die Elbflorentiner Landephasen, wie Sojus-29 aus dem Container in die Ausstellungshalle gehievt wurde und schließlich als Attraktions-Exponat auf einem Sockel ankerte, hielt FREIE WELT-Leser Gerhard Thiede fest und schickte uns die Bilder, aus denen dieser Beitrag entstand, anläßlich der großen gemeinsamen Aktion der Redaktion und der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft „Den Hut haben wir alle auf“. Mit dieser Veröffentlichung schließt diese FREIE WELT-Leserserie ab. Wir danken allen, die sich an der Leseraktion zum 10. Jahrestag des Raumfluges UdSSR–DDR mit originellen Einsendungen beteiligt haben. Die Redaktion wird die vielen Briefe, Erlebnisberichte, Verse, Fotos und Kinderzeichnungen dem DDR-Kosmonauten als ein besonderes Dankeschön seiner großen Anhängerschar überreichen.

Und so kam die Retourkapsel von Sojus-29 im Sommer '78 (Foto links) wirklich aus dem Weltall zurück, ehe sie nach einer fünfjährigen Hangarpause zur zweiten Landung in Dresden aufsetzte: Am 3. September 1978 endete um 14 Uhr 40 eine Kosmos-Expedition, die ein wichtiges Kapitel deutsch-sowjetischer Freundschaft schrieb. Nach zwei „Freiflug“-Runden um die Erde in dem von der Orbitalstation Salut-6 abgekoppelten Raumschiff Sojus-29 fühlten die Kosmonauten Valeri Bykowski und Sigmund Jähn wieder festen Boden unter den Füßen. Ihr Startraumschiff Sojus-31 hatten sie vorher gegen das ihrer Salut-6-Gastgeber Wladimir Kowaljonok und Alexander Iwantschenkow getauscht. So sicher, wie Sojus-29 die beiden Interkosmonauten heimwärts flög, brachte dann nach achtundsechzig Flugtagen Sojus-31 die Hausherren-Crew von Salut-6 zur Erde zurück. Sojus-29 wurde museales Schaustück, und Sojus-31 fand einen Platz in der Requisitenkammer des Raumschiff-Konstruktionsbüros.

Wildkräuter – Wildfrüchte

5 Hollerbusch

Der Schwarze Holunder (Sambucus nigra) ist in Auwäldern und an Flüssen Europas beheimatet. Die hohlen, markgefüllten Zweige verschafften ihm den althochdeutschen Namen „holuntar" = hohler Baum. Seine violett-schwarzen Beeren wurden schon von den Bewohnern steinzeitlicher Pfahlbauten zum Färben und zur Musbereitung genutzt, so daß die Samen auf Abfallhalden gelangten. Von hier drang der Strauch an die Zäune der Gehöfte und auf den Dorfanger vor. Unter ihm spielten die Kinder „Ringel, Ringel, Reihe, wir sind der Kinder dreie, wir sitzen unterm Hollerbusch und machen alle husch, husch, husch." In warmen Frühsommernächten traf sich manches Liebespaar unterm „Holderstock", dem Sagen und Legenden geheimnisvolle Wirkungen zuschrieben. Wer unter ihm beim betörend süßlichen Duft der Blüten einschlief, dessen Schlaf bewachte Frau Holle. Noch lange Zeit später erinnerte sich manch junger Bursche: „Rosestock, Holderblüh! Wann i mei Dirnderl sieh, lacht mir vor lauter Freud 's Herzerl im Leib." Vom Holunder nutzte man alle Teile, die Beeren als Saft, die rahmweißen Blüten, die unpaarig gefiederten Blätter, die graubraune Rinde und die Wurzeln für schweiß- und harntreibende Tees. Außerdem sollte der Strauch Ungeziefer von Haus, Hof und Vieh vertreiben. So ist es nicht verwunderlich, daß der Hollerbusch, gelegentlich auch Flieder genannt, überall geschätzt wurde und weite Verbreitung fand, denn „Nachbars Kinder und Nachbars Holunder / bannest du nie auf die Dauer; / schließt du ihnen die Tür, o Wunder, / klettern sie über die Mauer." Der Strauch ist in fast ganz Europa, in Asien und Nordafrika anzutreffen. Im Kaukasus und in Westsibirien dienen die Früchte heute noch zum Färben von Weinen und Likören. Die Beeren enthalten reichlich Apfel- und Weinsäure, daneben Baldrian- und Essigsäure, vor allem aber viele Vitamine. Ihr hoher Gerbstoffgehalt übt stabilisierende Wirkung auf diese Vitamine aus, so daß sie selbst bei Konservierung weitgehend erhalten bleiben. Dagegen wird das giftige Glykosid Sambunigrin, das in nicht völlig ausgereiften Früchten enthalten ist, durch den Kochprozeß abgebaut. Rezepte mit Holunder lassen sich vielfältig abwandeln. Als besondere Delikatesse gilt

Holundersuppe

400 g reife Beeren mit einer Gabel von den Stielen abstreifen, zerdrücken, mit 1 l Wasser, etwas Zitronenschale, 3 Nelken und 1 Stück Zimt kochen. Den Saft abgießen und mit 30 g kalt angerührtem Stärkemehl und 75 g Zucker noch einmal aufkochen, dann mit 2 Eßlöffel Zitronensaft abschmecken. Vor dem Servieren kann man die Suppe mit Rotwein, süßer Sahne oder 1 Teelöffel Butter verfeinern. Geröstete Semmelwürfel oder eingebrockter Zwieback eignen sich als Einlage.

Kaltschale mit Holunderblüten

In 1 l heiße Milch 75 g Zucker unterrühren, abgezupfte Blüten von 2 Holunderdolden dazugeben. Nach dem Abkühlen die Flüssigkeit durch ein Sieb geben. 10 Zwiebäcke zerkleinern, auf Teller verteilen und mit der Holundermilch übergießen. Gekühlt servieren.

Holunderessig

500 g reife Holunderbeeren mit 1/2 l kochendem Weinessig übergießen. Über Nacht an einem warmen Ort ziehen lassen. Die Flüssigkeit von den unzerdrückten Beeren abgießen und mit 1 zerkleinerten Zwiebel, 1 Stück Ingwer, 3 Nelken und 1 Teelöffel Pfefferkörnern kochen. Den erkalteten Essig in Flaschen abfüllen. Man nutzt ihn zur Bereitung säuerlicher Soßen, die besonders zu Fisch gut passen.

Annegret Räuber

Zeichnung: Hille Blumfeldt

Start frei

Unser Aufruf zum Olympia-Wettbewerb vor der Haustür (FW 15/88) fand überall begeisterte Anhänger. Mehr als **45 200 Leser** gingen an den Start, und die meisten kamen auch mit dem richtigen Lösungswort ins Ziel. Hans Tackmann aus Hennigsdorf wurde sogar zum Reimen angeregt: „Schmalkalden ist ein schöner Ort, dort treibt man nicht nur Wintersport. Im Sommer, unter anderm, kann man dort sehr schön wandern!" Nun entscheidet die Lostrommel, liebe Leser, wer von Ihnen einen Geld- oder Sachpreis gewinnt. Geduld – im Heft 20/88 ist es soweit mit dem Abdruck.

Dunkelgrauer Granit

Mir gefiel der Beitrag „Unruhe um Jasnaja Poljana" (FW 17/88), zumal ich eine Verehrerin von Lew Tolstoi bin. War es doch gerade dieser große Russe, der die Frage „Krieg oder Frieden" so wie kein anderer stellte und dessen Botschaft nach wie vor aktuell ist. Von einem Moskau-Aufenthalt brachte ich mir eine Aufnahme des Tolstoi-Denkmals am Subowskaja Platz mit.

Edith Kaden, Dresden

Bienchen für den Schüler

Ihre Folge „Russisch in Redensarten" (ab FW 11/88) ist mir als Lehrerin und Leiterin unseres Klubs der Internationalen Freundschaft sehr willkommen, zumal wir als Exponat für die Schulmesse in diesem Jahr eine kleine Sammlung von Sprichwörtern und Redewendungen ausgestellt haben. Ein Lob auch für die originellen und ausdrucksvollen Zeichnungen von Detlev Schüler.

Elke Steppan, Altengottern

Die Russisch-Serie verfolge ich mit Interesse. Ich habe mir auch damals die Heftchen „Von Haus zu Haus" und „für unterwegs" besorgt. Der Inhalt war mir bei zufälligen Treffs schon oft nützlich.

Johannes Kunath, Dresden

Preisfrage

Heft 19/88 – – –

Für welches Land hat die DDR 1987 zusätzlich eine Soforthilfe im Wert von 5,7 Mill. Mark bereitgestellt?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 22/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 28. September 1988. Auflösung von Heft 16/88: Thomas Mann. Wir gratulieren Jenny Trott, Christes.

Так было правильно

Die Auflösung aus Heft 16/88 „Keine Rose ohne Dornen" – Russisch in Redensarten – lautet:

1. **Она не видит леса за деревьями.**
2. **Он почивает на лаврах.**

Es gewannen: 100 M – Christian Haase, Eggenstedt; 74 M – Fritz Augustin, Großschweidnitz; je 50 M – Edith Herold, Leipzig; Volker Bachmann, Rehmsdorf; Rita Makowka, Seelow. Herzlichen Glückwunsch!

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Detlef Christel (2), Axel Klöhn

Unser Dank

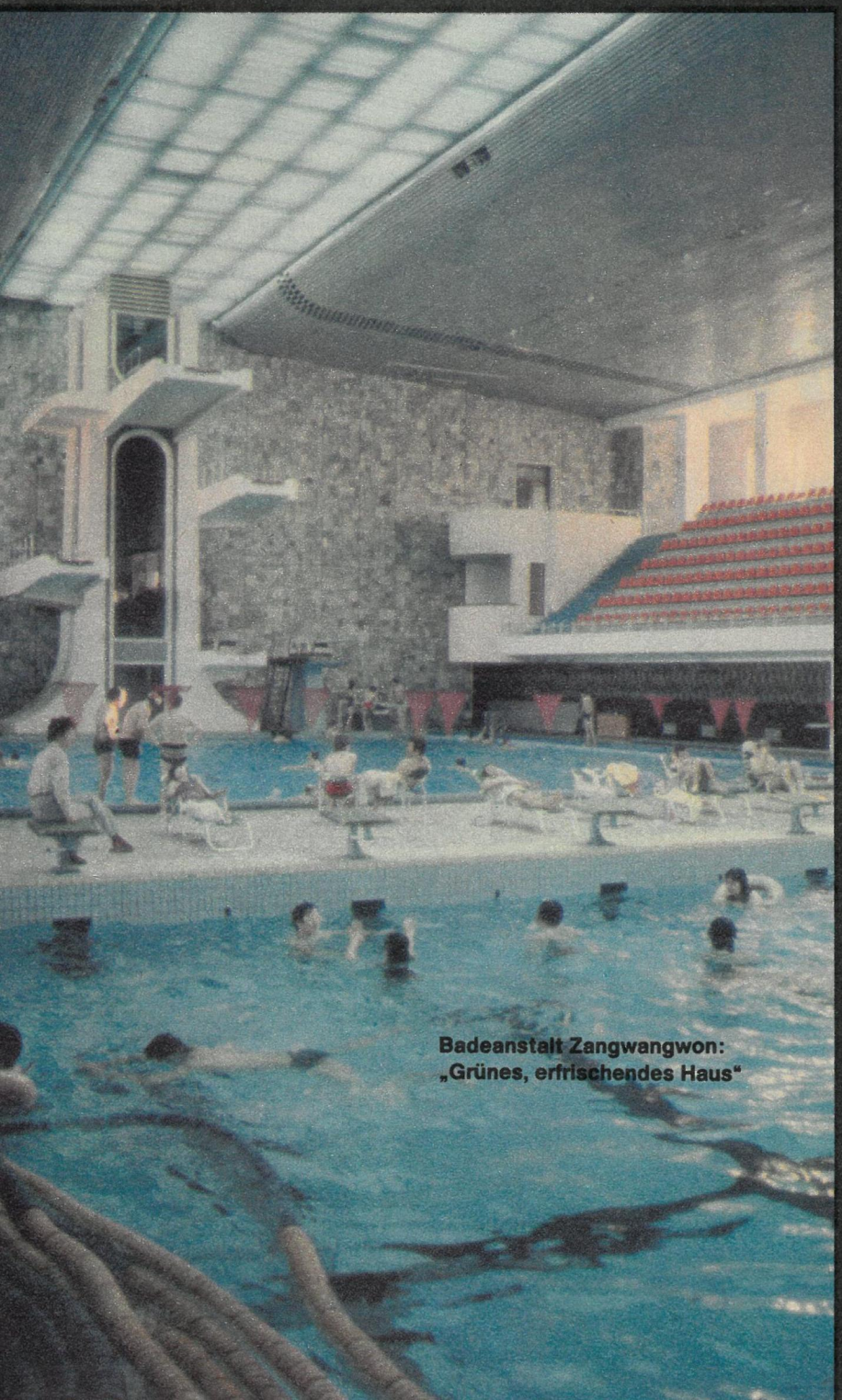
...für die Unterstützung der Journalisten-Solidaritätsaktion gilt heute: Kurt Werner, Berlin; Gisela Ringelhan, Dresden; Erich Lange, Teltow; Martin Hornbogen, Köthen; Hans-Adolf Grosch, Magdeburg; Ruth Schwarz, Erfurt; Alfred Loose, Berlin; Ingeborg Otto, Suhl; DSF-Gruppe des VEB ZPB Holz, Leipzig; Herta Vogt, Leipzig; Familie Walz, Eisenach; Brigade H/K des VEB GHOGS, Torgau; Frank Jakob, Leipzig; Erna Wruck, Berlin; Irmgard Totzki, Magdeburg; Familie Dietrich, Saßnitz; Ch. Schmelzer, Erfurt; Gertrud Weinhold, Dresden; H. Lucke, Dresden; Anni Petzsch, Berlin; Christa Schneider, Lobenstein; B. Teichert, Dessau; K. Bock, Forst; I. Laubig, Berlin; Brigitte Schulze, Reichenbach; Mechthild Franz, Schwerin; Uffz. Uwe Müller, Groß Köris; Marianne Kühne, Annaburg; Wolfgang Schlegel, Döschnitz; Lisa Grünig, Dresden; Walter Schreiter, Karl-Marx-Stadt; Walter Lehmann, Leipzig; Edeltraud Dörre, Wolfen; B. Schenker, Rüdersdorf; Sonja Schuckelt, Müllrose; Fam. Piotrowski, Rathenow; Dorothea Ellenberger, Erfurt; Ilse Reichelt, Stralsund; Christa Herzog, Riesa; Helga Tittel, Gotha; dem Handarbeitszirkel des Klubs der Volkssolidarität in Glienicke für insgesamt 105 Spenden; Fam. Wiegand, Berlin; E. Auerswald, Neukieritzsch; Dr. S. Lohmüller, Weimar; Else Wiesche, Bad Dürrenberg; Petra Korn, Rohrbeck; Erika Stadler, Jena; Dorothea Hof, Eberswalde-Finow; Ramona Franke, Schwarzenberg; Mathias Männel, Freiberg; Margit Näther, Erfurt; Rita Neubert, Johanngeorgenstadt; Annely Knöbel, Augustusburg; Regina Regyne, Werdau; Luise Charlotte Kramer, Greifswald; Angela Pischel, Karl-Marx-Stadt; Margarete Nolze, Wittenberge; Dora Laenger, Eilenburg; Herta Stolze, Jessen; Wolfgang Kuchenbecker, Ueckermünde; Babara und Gerhard Müller, Bestensee; Familie Ludwig, Merseburg; Andrea Hecker, Halle-Neustadt; Karl Bohndorf, Gera-Lusan; H. Lehmann, Leipzig; M. Wünschmann, Döbeln; Käthe Köntop, Potsdam; M. Utech, Stralsund; Gerda Kreiß, Blumberg; Charlotte Herrmann, Leipzig; dem Textilzirkel I des KKH Hagenow.

Wie in jedem Jahr...

...ein großes Volksfest am letzten Freitag im August 1988! Mehr als 250 000 Berliner und Hauptstadtbesucher umlagerten die Stände von 165 Redaktionen, Verlagen, Sendern, journalistischen Institutionen und Sektionen des VDJ. Elf Stunden lang hatte sich der Berliner Alexanderplatz in ein Zentrum der antiimperialistischen Solidarität verwandelt. Die paar Regenschauer taten der Begeisterung überhaupt keinen Abbruch. Von früh bis spät Hochbetrieb auch an den Tischen von FREIE WELT, wo in wenigen Stunden der Soli-Sonderdruck 1988 – eine Rätsel-FW mit 24 Seiten – ausverkauft war. Ebenso begehrt: Spielzeug aus der UdSSR, darunter Elektronik-Spiele. „Ich wünsche der diesjährigen Aktion der Journalisten einen sehr guten Erfolg!", hatte Ilse Reichelt aus Stralsund geschrieben, und ähnliche Briefe bekamen wir aus allen Teilen der Republik. Und es war wiederum ein Erfolg! Bei allen, die dazu beigetragen haben – unsere Leser mit ihren Spenden, viele Betriebe mit ihrer Zuarbeit, der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft mit Spenden und tatkräftiger Unterstützung am Stand – bedanken wir uns herzlich! Bis zum nächsten Jahr!

Parkstadt am

Diese Stadt strahlt Ruhe aus, Gelassenheit und Harmonie. Die Hast anderer Großstädte, den Streß scheint sie nicht zu kennen. Mit Grazie regeln Polizistinnen den Verkehr, Eilende eilen behutsam, im leisen Miteinander — ohne Hektik — wächst das neue Werk. Alles hier hat seinen eigenen asiatischen, koreanischen Rhythmus. Phjòngjang zählt heute etwa 2 Millionen Einwohner. Das Volk im Land der Morgenfrische, das am 9. September den 40. Jahrestag der Gründung der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik feiern kann, ist stolz auf seine Metropole.



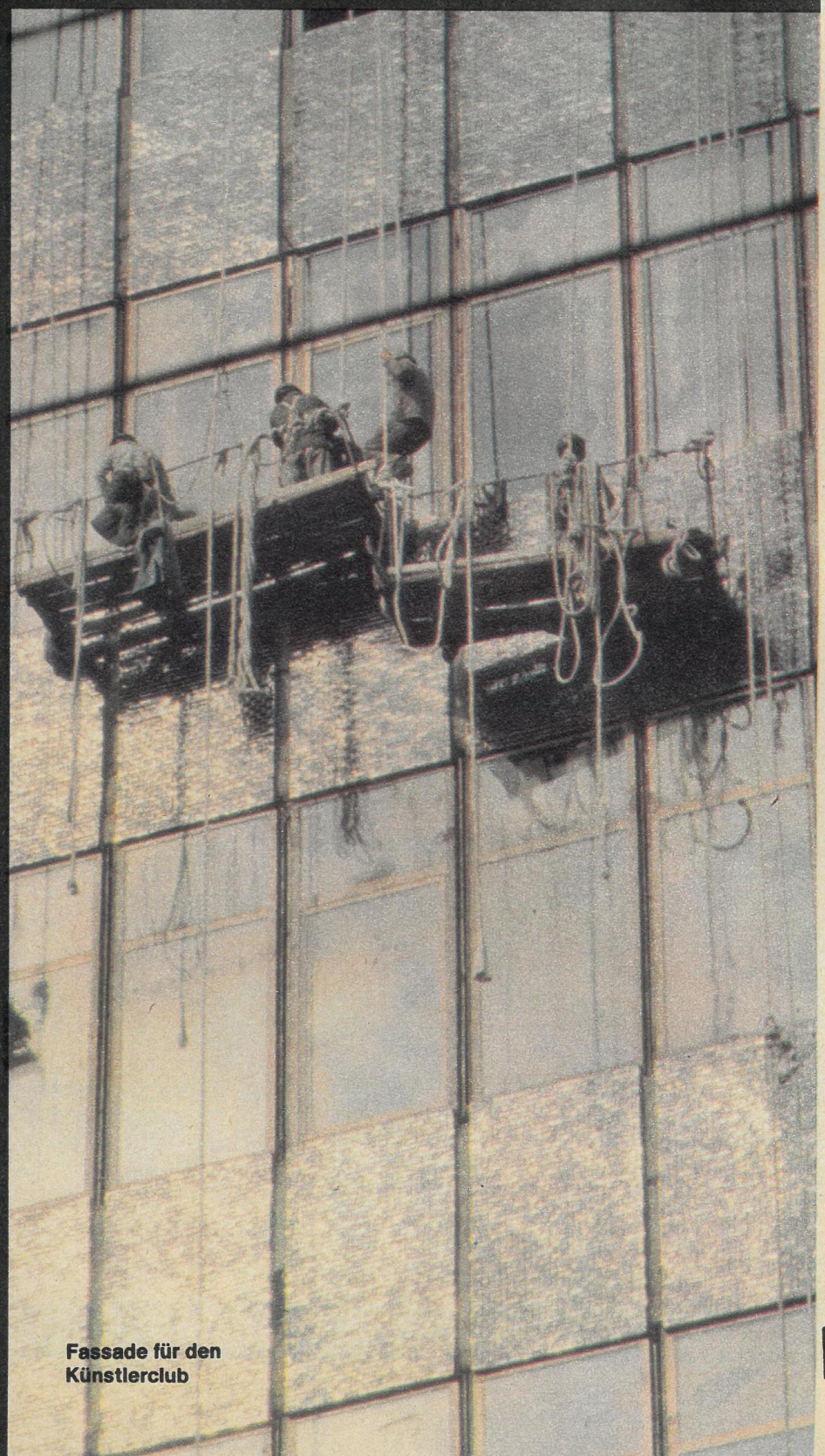
Badeanstalt Zangwangwon:
„Grünes, erfrischendes Haus“

Das Koryo-Hotel:
Über 500 Zimmer

Tädong

Ein Bericht von Günther Wolfram (Text) und Peter Meißner (Bild)

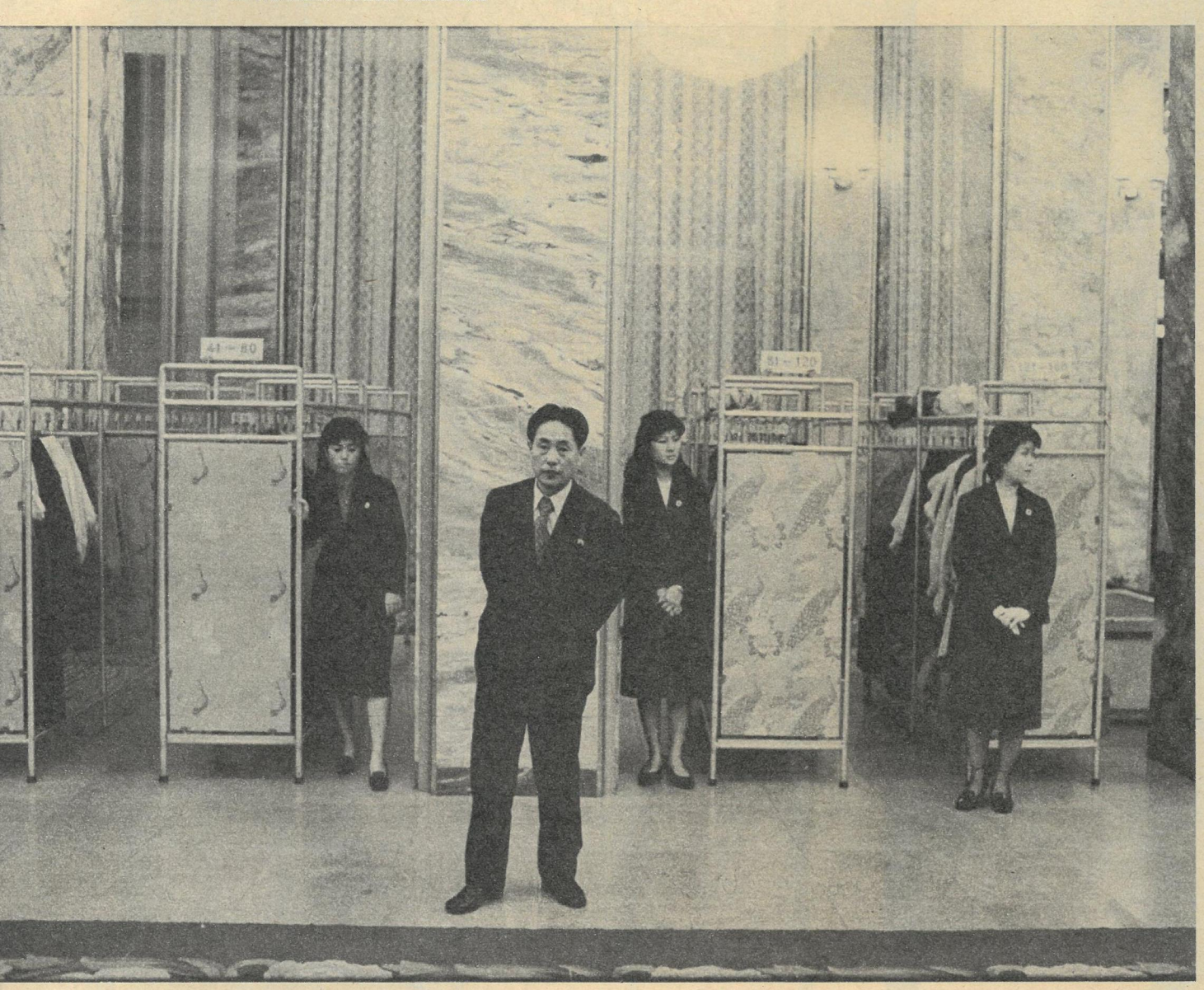
Kreuzung Zangwang/ Habangsan-Straße



Fassade für den Künstlerclub

Parkstadt am Tädong

Auf dem Schulhof der Mittelschule Nr. 1



Garderobe im Künstlertheater Mansudä

Vorsitzender des Stadtbaukomitees: Zö Doksun

Wir sind den Wolken ein Stück näher. Der Lift hat uns hinaufgebracht: in die fünfundvierzigste Etage des imposanten Koryo-Hotels im Zentrum der Stadt. 140 Meter über der Empfangshalle, im Hochhauscafé, das sich langsam um die eigene Achse dreht, umschwirren uns liebreizende Hostessen. Unser Gastgeber heißt Zö Doksun. Der Vorsitzende des Stadtbaukomitees ist uns kundiger Stadtbild-Erklärer auf einer Reise durch Phjòngjang von oben.

Ein Haus blieb stehen

Draußen weht ein feuchtes, warmes Lüftchen, und ein leichter Monsun-Regen geht nieder. Unsere Augen gleiten über die nahen Hochhäuser der Zangwang-Straße, über das satte Grün der Parks, das Marineblau des Tädongflusses bis zu den tiefbraunen Bergen, die die Stadt umgeben. Der Regen läßt uns die Farben der Natur noch kräftiger erscheinen. Das Profil der Stadt ist klar erkennbar. Weit erstreckt sie sich am Unterlauf des Tädong, dem Fluß der großen Harmonie, und an den Ufern des Potong entlang. Moderne Neubauten, wie wir sie auch bei uns kennen, breite Boulevards, historische Nachbildungen alter Tore, geschwungene Dächer mit verzierten Gesimsen, auch bei solchen Bauten wie dem Kulturpalast des Volkes, dem großen Studienpalast oder dem Restaurant Okrju. Hier sind traditionelle Elemente mit modernen Bauformen harmonisch miteinander verbunden.

Wir sitzen inzwischen an einem der Tische, unsere Rundfahrt im Schneckentempo beginnt. Vor uns eine Tasse Tee, ein milchig-gelber Extrakt aus der Ginsengwurzel, die Kraft, Unsterblichkeit und ewige Jugend schenken soll. Wohl denn!

Zö Doksun ist ein Mann vom Bau, Architekt von Beruf, der die Geschichte der Stadt genau kennt, denn viele der Gebäude der Aufbaujahre tragen seine Handschrift. Als er nach Phjòngjang kam, flogen US-amerikanische Bomber Angriff auf Angriff auf die Stadt. Vom Be-

ginn des Überfalls auf das volksdemokratische Korea im Juni 1950 hat es drei lange Jahre kaum einen Tag ohne warnendes Sirenengeheul gegeben. Man hat nach dem Kriege im Juli 1953 errechnet, daß pro Einwohner eine Bombe detonierte (400 000 Einwohner zählte man damals). Alle Dships – kleine Häuser im traditionellen Baustil –, die Tore, Tempel und Pagoden, die Betriebe, Genossenschaften sowie Werkstätten türmten sich zu Schuttbergen. Der Monsunwind fegte die Asche hinweg.

Korea sei, so frohlockten die Aggressoren, in die Steinzeit zurückgeworfen, Phjòngjang von der Weltkarte verschwunden, und die Stadt könne in hundert Jahren nicht aufgebaut werden. Einzig ein Haus war stehengeblieben. Gleichsam als Symbol für den Neubeginn.

„Noch schlugen Zeit- und Napalmbomben in den Straßen ein", erinnert sich unser Gesprächspartner, „da saßen wir in einem Theater unter dem Moranberg und entwarfen das Bild der neuen Stadt. Ich war damals einer der jungen Architekten und voller Zuversicht. Nicht in hundert, in zehn Jahren sollte Phjòngjang wiedererstehen. Und nicht an anderer Stelle, wie uns gute Freunde rieten, sondern hier, wo einst die alte Hauptstadt des Koryo-Reiches mit dem Kaiserpalast stand." Zö Doksun gerät noch heute in Erregung, wenn er von den über 1400 Angriffen der USA-Aggressoren berichtet: „Man kann menschliches Leben auslöschen und Gebäude zerstören, den Willen von uns Lebenden konnten sie nicht brechen."

Keine Überflutungen mehr

Zö Doksun ist an das doppelwandige Glasfenster getreten und zeigt entlang des Potong-Flusses. „Früher trat er oft über die Ufer", erklärt er, „überflutete die Gassen, setzte die Dships unter Wasser. Alljährlich starben Hunderte nach den sintflutartigen Monsunregen. Schon nach der Niederlage der Japaner begannen wir mit der Regulierung des Flusses, dem Bau eines Staudamms, doch der Krieg unterbrach unsere Sanierungsarbeiten." Der Damm konnte erst Mitte der fünfziger Jahre vollendet werden. Seitdem bleibt die Stadt vom Hochwasser geschützt. Es war eine wichtige Etappe beim Wiederaufbau. Mit asiatischem Fleiß, beispiellosem Elan, strenger Disziplin, ohne viele technische Hilfsmittel gingen die Koreaner an ein einzigartiges Aufbauwerk. „Wir errichteten Wohnhäuser, bauten Verwaltungsgebäude und Gedenkstätten für den revolutionären Kampf des koreanischen Volkes, der eine so reiche Tradition hat", sagt Zö Doksun.

Im Tschollima-Tempo

„Unsere Einwohner sind bereits mehrmals umgezogen", erläutert uns der Vorsitzende des Stadtbau-

Grabmal der Revolutionäre auf dem Berg Däsong
Tanz und Gesang erlernen die Kinder in der Schule und im Pionierpalast

Im Südwesten der Hauptstadt entsteht in der Kwangbok-Straße das Festzentrum für die Weltfestspiele 1989 (oben)

Das aus 17 Stationen bestehende Netz der U-Bahn befördert täglich 350 000 Fahrgäste auf 2 Linien (links)

Spielautomaten im Kulturpark von Mangjongdä (rechts)

Blick über den großen Kulturpalast des Volkes, rechts das Warenhaus Nr. 1 (unten)

Parkstadt am Tädong

komitees. „Während des Krieges in die Luftschutzkeller, danach in Baracken, die wir aus Trümmersteinen notdürftig errichteten. Mit wenigen Fachleuten – die meisten Bauarbeiter trugen die grünen Uniformen der Soldaten – bauten wir Haus für Haus. Schon 1958 konnten wir mehr als 20 000 Wohnungen übergeben. Und so zogen wir ein drittes Mal um – aus den Baracken in die ersten Neubauten. Im Tempo von Tschollima wuchs die neue Stadt."

Wer oder was ist Tschollima, fragen wir interessiert.

Tschollima ist kein Eigenname, Tschollima drückt eine Geisteshaltung aus. Wir erfahren eine wundersame Legende. Einst sollte ein Bauer seine Geliebte nur dann besitzen, wenn er sie an einem Tage in seinen Dship entführte. Nun lag dieses Dorf nicht nebenan, sondern über 200 Kilometer entfernt. Der Bauer wählte sein bestes Pferd, gab seinem mit Flügeln versehenen Roß die Sporen, noch ehe der erste Hahnenschrei ertönte, überquerte Bäche und Berge und stand vor dem Tor der Geliebten. Er hob sie auf sein Pferd, als die Sonne am höchsten stand, nahm den gleichen Weg zurück. Und wurde Sieger.

Das Tschollima-Denkmal auf dem Hügel Mansu erinnert an diese Sage. Das Monument versinnbildlicht die beispiellosen Leistungen des Volkes und das einzigartige Tempo beim Wiederaufbau des Landes. Es ist eine moderne künstlerische Auslegung einer alten Sage.

Mit Ondol-Heizung

„Anfang der siebziger Jahre", so Zö Doksun, „begann dann ein neuer Bauabschnitt. Ein zügiges Programm wurde in Angriff genommen. Es entstanden Hochhäuser, ganze Straßenzüge wie die Tschollima-, die Zangwang- und die Banghwa-Straße: mit Zwei- bis Vierraumwohnungen, einschließlich Bad und Küche." Und der traditionellen Fußbodenbeheizung – Ondol genannt. Im Zentrum der Stadt sieht man keine Schornsteine, alle Zimmer werden durch Fernwärme gespeist. Im Ethnographischen Museum erläuterte man uns das Grundprinzip, wie es einst wirkte: Vom Küchenherd aus führen mehrfach gewundene Rohre unter den Boden der angrenzenden Wohnräume, der durch den heißen Rauch gleichmäßig erwärmt wird. Diese koreanische Erfindung ist über 2300 Jahre alt!

Familienbesuch

Unser Koryo-Hotel liegt an der Zangwang-Straße. Aus dem fünfundvierzigsten Stockwerk blicken wir auf das Haus Nr. 2. Gestern waren wir dort im 10. Stockwerk Gast bei Ro Songnam, dem Vater, Ri Bokrjon, der Mutter, Ro Mjonghie, der Tochter, Ro Songtscholl, dem Sohn. Keine Durchschnittsfamilie, so wie wir sie uns von der Presseabteilung des Außenministeriums gewünscht hatten. Genosse Ro ist Lehrstuhlleiter an der Sporthochschule, Frau Ri arbeitet im Krankenhaus für traditionelle koreanische Medizin, die Tochter lernt in einem Modesalon, und der Sohn geht noch zur Schule.

Vor der Wohnungstür bleiben die Schuhe stehen, denn nach alter Sitte betritt man die Zimmer barfuß oder in Strümpfen. In der guten Stube nehmen wir Platz – auf dem spiegelblanken Linoleumboden. Polstergarnitur, Schrankwand, Tische und Stühle sucht das europäische Auge vergeblich – in koreanischen Wohnungen sind sie nicht üblich. Hinter uns läuft der Schwarzweiß-Fernseher, im 2. Programm wird gerade ein „Polizeiruf 110" aus Adlershof gezeigt. „Das sind spannende Geschichten, auch wenn da für uns Asiaten ein bißchen action fehlt", meint der Hausherr. Er ist ein weitgereister Mann, der Judo-Sport hat ihn als Aktiven, Trainer und Verbandsfunktionär in viele Länder der Erde geführt. Das spüren wir bald: Auch zu Hause ist er der Chef. Nur mit Mühe können wir Frau und Tochter ins Gespräch ziehen. Vier Zimmer hat die Wohnung, Küche, Bad, Toilette – 100 Quadratmeter. Breite Einbauschränke und reichlich Nebengelaß im Korridor. Mutter und Vater schlafen europäisch in Ehebetten im Schlafzimmer. Das ist nicht typisch. Das Bettzeug liegt bei anderen tagsüber im Schrank, wird des Abends herausgeräumt und auf dem beheizten Fußboden ausgebreitet. Der Professor verdient monatlich 160 Won (1 Won etwa 2,20 Mark), dazu kommen Honorare für Beiträge, Vorträge im Ausland. Frau Ri erhält im Krankenhaus 130 Won. Mit diesem Etat (dazu kommen noch 90 Won der Tochter) liegt die Familie natürlich über dem Durchschnitt (etwa 180 Won). Da die Miete gering ist, die Grundnahrungsmittel (1 kg Reis kostet 60 Dschon = 1,20 M) und öffentliche Verkehrsmittel billig sind, bleibt Geld für Kleidung, Besuch des Theaters, der Speisegaststätte am Sonntag.

Ob die Tochter schon einen Freund habe? Verstecktes Kichern über eine so respektlose Frage. Dann will der Vater antworten, doch ich wende mich erneut an die zwanzigjährige Mjonghie. Und schließlich kommt von ihr ein zaghaftes Nein. Noch hat sie Zeit, Frauen heiraten mit etwa 23 Jahren. Natürlich entscheidet die Tochter über ihren Partner, anders als in feudaler Zeit. Aber der Schwiegersohn, sagt der Professor, müsse dem Vater schon gefallen.

Noch immer läuft im Hintergrund der Fernseher. Inzwischen ist Peter Borgelt als Hauptmann Fuchs dem DDR-Heiratsschwindler auf die Schliche gekommen, und wir verlassen die gastfreundliche Familie.

Kein Baum darf fallen

Nachdem sich das Hochhauscafé eine halbe Stunde gedreht hat, liegt die Kwangbok-Straße im Blickpunkt, die Verlängerung der Bulgun-Straße. Hier wächst das Festzentrum für die XIII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten im nächsten Jahr. Die sechs Kilometer lange Magistrale – über 100 Meter breit – fügt sich harmonisch in die Landschaft ein. 25 000 Wohnungen entstehen in den zwölf-, zwanzig- und vierzigstöckigen Hochhäusern. Und die ersten Bewohner werden die Abgesandten aus allen fünf Kontinenten sein. Warum baut man so hoch hinaus, fragen wir unseren Gesprächspartner Zö Doksun. „Korea verfügt über ein sehr begrenztes Territorium. Nur 20 Prozent unseres Bodens stehen uns als landwirtschaftliche Nutzfläche, für die Errichtung von Industrieanlagen oder für die Vergrößerung unserer Gemeinden und Städte zur Verfügung. 80 Prozent der Landesfläche nehmen Gebirge ein. Also sind wir gezwungen, vor allem in der Hauptstadt, in die Höhe zu bauen." Die Wohnungen sind mit 110 bis 180 Quadratmetern sehr geräumig, drei bis fünf Zimmer. So können die Großeltern bei ihren Kindern und Enkeln wohnen. Das ist der Wunsch vieler Koreaner. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Familien hat sich über Generationen erhalten. „Bis 1992", sagt der Verantwortliche für die städtebauliche Entwicklung, „wollen wir das Wohnungsproblem gelöst haben. Im Jahre 2000 veranschlagen wir 18 Quadratmeter Wohnraum für jede Person."

Vor zwei Tagen waren wir in der Kwangbok-Straße. Ein emsiges Treiben zwischen den rohbaufertigen Gebäuden. Ein Lkw hatte gerade Essen herangebracht, aus den Lautsprechern erklang gedämpft rhythmische Musik. Dazwischen Losungen, die zu noch größeren Leistungen aufrufen. Eine Porträtgalerie mit den besten Erbauern am Rande der Straße. Das Aufbaufieber der fünfziger Jahre ist erhalten geblieben. Wir begegneten Studenten der Kim-Il-Sung-Universität. An mehreren Tagen im Monat steht ein Arbeitseinsatz im Studienplan. So hilft jeder Hauptstädter, das Festival vorzubereiten.

Neben den Wohnhäusern entstehen in diesem Stadtteil Warenhäuser und Gaststätten, Schulen, Kindergärten, ein Theater mit 2000 Sitzplätzen, Hotels, ein Zirkus und am Ende der Magistrale ein Pionierpalast.

Ganz in der Nähe finden die Sportler einen einzigartigen Komplex von Stadien und Wettkampfstätten vor. Im Angol-Gebiet werden Sportanlagen für Handball, Tischtennis, Boxen, Turnen, Federball, Basketball, Schwerathletik und Volleyball fertiggestellt. Ein wahres Sportlerparadies.

Zö Doksun hat inzwischen einen Zettel hervorgeholt und skizziert uns einige Bauten. „Kein Gebäude soll dem anderen gleichen. Dekorative, nationale Elemente werden berücksichtigt. Pyramiden, Türmchen oder geschwungene Dächer schmücken die Häuser."

Zö Doksun ist besonders stolz auf die 70 Parks. Phjòngjang ist eine Stadt im Grünen. Schon heute kommen auf eine Person 48 Quadratmeter Grünfläche, um die Jahrtausendwende sollen es 78 Quadratmeter sein. „Noch sind wir dabei, einige Betriebe ganz aus der Stadt zu verlagern. Die Luft soll sauberer werden. Kein Baum darf ohne unsere Genehmigung abgeholzt werden. Wird eine Linde, eine Ulme oder eine Hainbuche gefällt, müssen zehn neue Bäume gepflanzt werden."

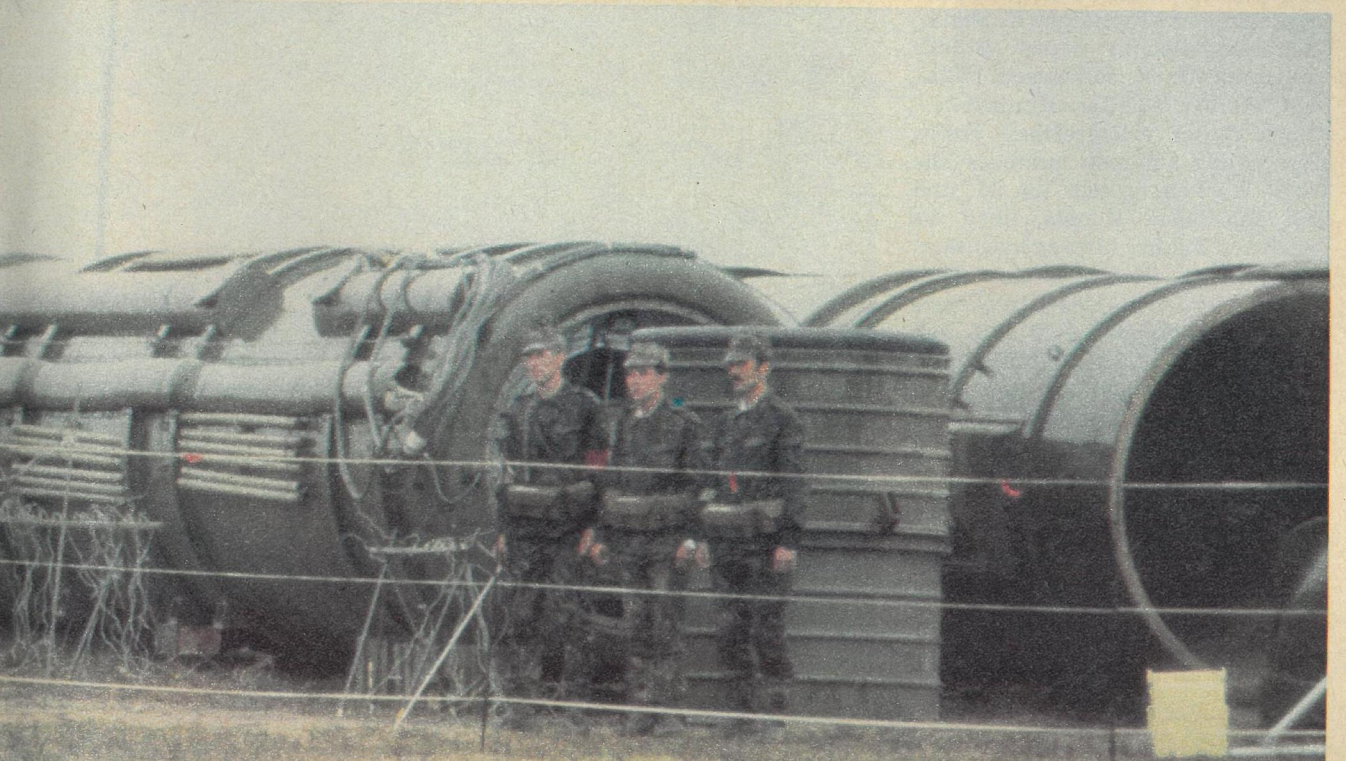
Friedliche Erde

In einer Stunde hat sich das Turmcafé mit uns hoch über der Stadt einmal um die eigene Achse gedreht. Die Hostessen haben schon die dritte Tasse Tee aufgegossen. Es liegt noch der gleiche Liebreiz auf ihren Gesichtern. Das Lächeln scheint das Markenzeichen der Koreanerinnen zu sein. Der Regen hat nachgelassen, die Sonne beleuchtet die Häuser, den Fluß und die Berge. Phjòngjang – friedliche Erde, so die wörtliche Übersetzung – welch schöner Name für eine Stadt.

Ro Songnam (50 Jahre), Träger des 6. Dan, mit Frau und Tochter

Abschied ohne Tränen

Unsere Moskauer Korrespondenten Volkmar Billeb (Fotos) und Jürgen Geitner (Text) berichten aus Kapustin Jar



Es regnet pausenlos, und auf den Zeltbahnen, die die Organisatoren anstelle von Umhängen vorsorglich ausgegeben haben, sammeln sich die Tropfen zu Bächen und Strömen. Nur in den Gesichtern der Leute ist davon nicht die geringste Spur zu entdecken. Abschied ohne Tränen. Dabei nimmt so mancher der sowjetischen Offiziere hier in diesem Moment von einem Lebenswerk Abschied, in das er die Kraft seiner besten Jahre gesteckt hat...
„Feuer!" Die Glutkugel wächst auf mehrere hundert Meter Durchmesser an, verliert nach rund dreißig Sekunden ihre Leuchtkraft und hebt als graue Staubwolke von der Erde ab. Da hat der Donner der Detonation schon längst die von der Explosionsstelle gut fünf Kilometer entfernten Tribünen mit UNO-Beobachtern, Diplomaten, Abrü-

ABSCHIED OHNE TRÄNEN

Beobachter und Journalisten auf dem Weg zur Raketensprengung in der Astrachaner Steppe: Abschied im Regen, doch ohne Tränen.

Generalleutnant Igor Sergejew meint, daß die Sowjetunion auf den ersten Blick ein zahlenmäßig großes Zugeständnis eingegangen ist, indem sie eine größere Zahl von Trägermitteln liquidiert. Doch es geht nicht um Zahlenspielerei, sondern um einen Interessenausgleich. Die zu vernichtenden amerikanischen Euroraketen hätten ihr Territorium in acht bis zehn Minuten erreichen können. Mit einem Wort: Die Bedürfnisse der Sicherheit des Landes werden nicht angetastet.

stungsexperten und Reportern erreicht, zu denen auch wir gehören. Wir erleben an diesem letzten Sonntag im August die Liquidierung eines Bündels von drei Raketen des Typs RSD-10, auch SS-20 genannt, die per Sprengung auf dem sowjetischen Raketenversuchsgelände in Kapustin Jar zum Teufel geschickt werden. Teuflisches Zeug allemal, worüber auch nicht die Perfektion und Eleganz der Konstruktion dieses sechzehneinhalb Meter hohen Metallgeschosses hinwegtäuschen kann, das selbst in der liegenden Stellung auf seiner „Richtstatt" noch Furcht einflößt...

In Kapustin Jar, etwa 90 Kilometer südöstlich von Wolgograd, begann Ende der 40er Jahre die Erprobung ballistischer Raketen in der UdSSR. Am 18. Oktober 1947 wurde hier um 9 Uhr 47 Minuten die erste sowjetische R-1 gestartet, was heute als Geburtsdatum des Raketenversuchsgeländes gilt. Auch das Weltraumprogramm der sozialistischen Staaten nahm hier mit den „Interkosmos"-Sputniks seinen Anfang, doch die Stärkung der Verteidigungsfähigkeit des Landes blieb immer die Hauptaufgabe der Raketenspezialisten. Nun wurde hier eine der sowjetischen Basen zur Vernichtung von Mittelstreckenraketen eingerichtet. Aus der Vogelperspektive gleicht sie einem gigantischen Zifferblatt. Das Gelände zur Vernichtung der Raketen hat einen Durchmesser von sechs Kilometern. Strahlenförmig gehen von ihm die zum Zentrum führenden Transportwege aus. 12 Wachtürme sind rundherum plaziert. Bis zu unserer Ankunft „stand" diese „Uhr". Seit diesem 28. August 1988 jedoch gibt sie, wie einer der Journalisten vielleicht etwas sehr prosaisch sagte, eine neue Zeitrechnung an: Die Zeit realer Schritte der Abrüstung auf der Basis des Vertrauens und der gegenseitigen Sicherheit.

Wochenlang sei kein Wölkchen am Himmel zu sehen gewesen, und nun dieser Regen. Doch die Organisatoren sind ja auch darauf mit ihren Planen eingerichtet, und das Tagesprogramm kann uneingeschränkt absolviert werden. Anfahrt mit Bussen vom Kommandopunkt zum Liquidierungsplatz. Hier bewahren ausgelegte Gummimatten uns vor dem Einsinken in den aufgeweichten Steppenboden. Wir können uns die drei Raketen, die ohne Kernsprengköpfe hergebracht wurden, ganz von nahem ansehen: Aufgereiht liegen sie in ihren offenen Containern nebeneinander. An den Containerwänden ist Sprengstoff mit einem Äquivalent von 750 Kilogramm Trotyl befestigt. Alles zusammen, sagt uns der Offizier der ingenieurtechnischen Einheit, der feste Treibstoff in den dreimal zwei Raketenstufen und die zusätzlichen Sprengladungen, ergibt rund 100 Tonnen explosives Material. „Genug, hoffen wir, die Raketen samt Container in Sekundenbruchteilen in kleinste Stücke zu zerfetzen." Er sollte recht behalten, wie wir bald darauf sahen...

Nach dieser erfolgreichen ersten Sprengung kommen nunmehr alle zwei Wochen, jeweils am 15. und 30. Tag jedes Monats, über die nächsten 3 Jahre hinweg insgesamt 75 Prozent der alles in allem 826 sowjetischen Mittelstreckenraketen des Typs SS-20 auf den Scheiterhaufen von Kapustin Jar. Dreimal am Tag dann immer ein Bündel von drei Raketen. Die übrigen 25 Prozent werden in Fernost durch Abschuß in die Atmosphäre beseitigt, wie dies seit zwei Wochen bereits im Raum Tschita geschieht. Die großen Pausen zwischen den Sprengungen sind übrigens nötig, um die Umweltbelastungen durch die sich bildenden Gase und andere

Rückstände in vertretbaren Grenzen zu halten. Die Werte dürfen die einer mittleren Industriestadt nicht überschreiten. „Dafür sind rund um die Liquidierungsbasis in Entfernungen von sechs bis achtzig Kilometern insgesamt 259 ökologische Meßstationen eingerichtet worden", war an Ort und Stelle zu hören.

Warum aber Sprengungen? Warum werden die Raketen nicht wie andere zerschnitten, zusammengepreßt und umgeschmolzen? Generalleutnant Igor Sergejew, Stellvertretender Stabschef der Sowjetischen Raketentruppen, gibt dazu die Antwort: „Diese anderen Methoden sind sehr kostspielig, da man sehr viel mehr Fachkräfte benötigt und erheblich mehr Zeit. Wenn man schon bereits bedeutende Mittel für die Herstellung dieser Waffen verausgabt hat, ist es unlogisch, unvernünftig und unverantwortlich, den Prozeß ihrer Vernichtung ebenso kostenaufwendig zu gestalten. Außerdem müßten dann über 600 Raketen ihren Startcontainern, in denen sie sich befinden, entnommen werden. Dies würde den Inspektoren viel mehr Arbeit machen, sie müßten länger als vorgesehen auf den Vernichtungsplätzen verbleiben. Nur einige der Gründe, die für eine Sprengung sprechen."

Und was geschieht mit dem, was in Kapustin Jar nicht in die Luft geht? Die Hülle des Kopfteils der Rakete wird zerpreßt, die Nuklearladung „abgemagert" friedlichen Zwecken zugeführt. Die Startrampen vernichtet man im westukrainischen Sarny, ihre sechsachsigen Fahrgestelle werden in einem Odessaer Betrieb zu schweren Kränen umgerüstet – dabei, strengen Abmachungen folgend, so verändert, daß sie für militärische Zwecke nicht mehr zu gebrauchen sind.

Unmittelbar nach der Detonation des Dreierbündels steigt ein Hubschrauber auf – zum Kontrollflug über den Sprengungsort. An Bord der amerikanische Chefinspekteur, Brigadegeneral Roland Lejoie. Er kehrt zurück: „Alles o. k.!" Wir fahren mit den Bussen wieder heran und erkennen die Gegend kaum wieder: Ein paar weggeschleuderte Gummimatten sind das einzige, was noch an das Vorher erinnert. Ein 16 Meter tiefer und zirka 45 Meter breiter Krater hat sich ins Erdreich gefressen. Einige Kabel sind übriggeblieben und enden im Nichts...

Nun kann sich die speziell gebildete Einheit von Major E. Fjodorow an die ersten Arbeiten zur Rekultivierung des Bodens machen – die Wunde wieder zu heilen, die der Erde hier gerissen wurde.

Doch wir wissen: Jede der drei SS-20-Raketen, die hier restlos beseitigt wurden, hätte als Trägermittel jeweils drei nukleare Sprengköpfe transportieren können – Dutzende von Hiroshima-Bomben.

Im nächsten Heft:

Zugverkehr am Draht

Welche Effekte bringt die Strekkenelektrifizierung der Deutschen Reichsbahn? Welche Transportleistungen werden in den sozialistischen Ländern auf elektrifizierten Schienennetzen erreicht? Eine FW-Dokumentation gibt Auskunft über Gegenwart und Zukunft der dritten Traktion auf der Schiene.

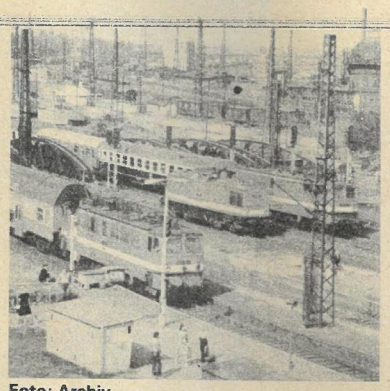


Foto: Archiv

Olympia '88

Erster Bericht von den XXIV. Olympischen Spielen in Sòul.

Der nächste Sommer...

kommt im – Herbst: in der FREIEN WELT. Eine Vorschau auf die Angebote für die Hauptreisezeit 1989. Der sowjetische Schwarzmeerkurort Pizunda ist wieder dabei.

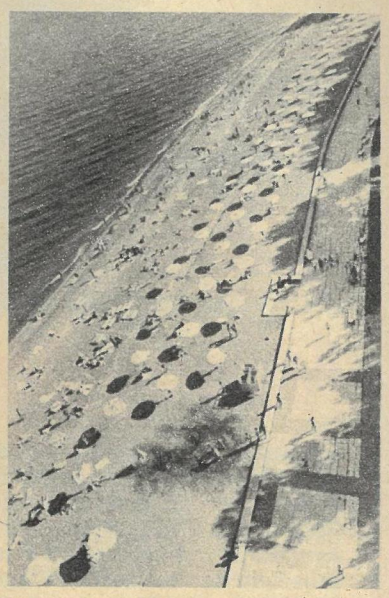


Foto: TASS

Großes Preisausschreiben!

Auf nach Leningrad! An den Ufern der Newa hält sich diesmal das Lösungswort unseres literarischen Fragespiels zur Woche des sowjetischen Buches 1988 verborgen.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Geist in
Erz
und Gestein

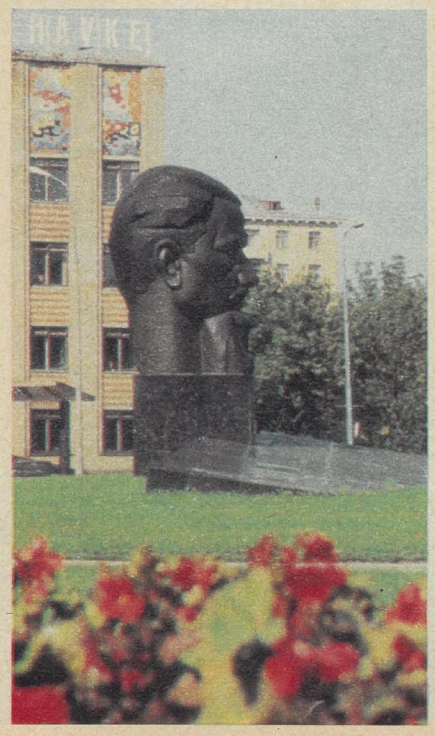
FREIE WELT

Denkmäler für Wissenschaftler in Moskau: Kurtschatow (2)

Monopol gebrochen

Igor Kurtschatow (1903–1960) erinnerte sich: „Wir waren allein. Unsere Verbündeten im Kampf gegen den Faschismus, die Engländer und die Amerikaner, die uns damals in wissenschaftlich-technischen Fragen der Nutzung der Atomenergie voraus waren, arbeiteten unter strenger Geheimhaltung und erwiesen uns keinerlei Unterstützung." Unter Kurtschatows Leitung wurde im Sommer 1943 in Moskau ein Atomforschungszentrum ins Leben gerufen, als in den USA und in Deutschland schon Arbeiten zur Atombombe liefen. Was Experten nach den verheerenden Zerstörungen in der UdSSR für unmöglich hielten, Kurtschatow und seine Mitarbeiter schafften es. Schon 1949 konnte die Sowjetunion das Atomwaffenmonopol der USA brechen und damit die atomare Erpressung vereiteln. In der Folgezeit konzentrierte sich Kurtschatow auf die friedliche Nutzung der Kernenergie. 1956 erläuterte er das Konzept einer gesteuerten Kernfusion als künftige unerschöpfliche Energiequelle. Kurtschatow war es auch, der damals eine Initiative zur Aufhebung der Geheimhaltung in der Kernforschung und zur internationalen Zusammenarbeit ins Leben rief.
Die bronzene Kolossalbüste Kurtschatows von fast fünf Meter Höhe auf einem rechteckigen Block aus schwarzem Granit schufen der Bildhauer I. M. Rukawischnikow sowie die Architekten M. I. Bogdanow und M. N. Kruglow. Sie steht seit 1971 auf dem Kurtschatow-Platz vor dem Institut für Atomenergie, das ebenfalls den Namen des Pioniers der Atomphysik trägt.

Text: Utz Hoffmann, Fotos: Volker Billeb



Preisfrage:
Wie heißt die Tabelle, in der nach Kurtschatow ein chemisches Element benannt worden ist? Antworten bitte auf eine Postkarte bis 28. 9. 1988 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Sie können gewinnen: je einmal 100 M und 75 M, dreimal 50 M.

So war es richtig in Heft 17/88:
Die größte Flügelspannweite eines tropischen Schmetterlings beträgt 25 cm (c). Es gewannen: 100 M – H. Weihrauch, Potsdam; 75 M – W. Graf, Tauer; je 50 M – S. Weide, Eisenhüttenstadt; G. Bertram, Berlin; H. Lichtenstein, Halle-Neustadt.